Augsburger Volkskundliche Nachrichten

Der gedruckte Krieg
Zur Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt (1993-1995) von taz und FAZ
von Sibylle Bauschinger

Sun City
Rentnersiedlungen in den USA – ein Modell für die Zukunft?
von Kristina Würz

Das Internetzeitalter
Privatsphäre und Öffentlichkeit im World Wide Web
von Simon Pickl

Berichte

Publikationen

Veranstaltungskalender

Universität Augsburg - Europäische Ethnologie/Volkskunde
13. Jahrgang - Heft 2 - Nr. 26
Dezember 2007 - Preis: 5,-

Liebe Freunde der Volkskunde!

Die ersten Winterstürme sind über Augsburg hinweg gegangen. Die Tage werden nun ruhiger und wir können uns in den letzten Wochen des Jahres auf das Geleistete besinnen. Vieles hat sich an unserem Fach verändert, manches zum Guten, anderes bedarf noch der gemeinsamen Anstrengungen.

Die weithin umstrittenen Studiengebühren haben uns trotz aller kritischer Einwände sehr geholfen, unsere Aufgaben in der Beratung und der Lehre zufriedenstellend zu erfüllen. Das Fach war aus eigener Kraft nicht mehr in der Lage, die rund 500 Studierenden aufzunehmen und zu betreuen. Das hat sich im vergangenen Semester eindeutig verbessert. Durch eine zusätzliche Stelle, die Herr Privatdozent Dr. Friedemann Schmoll innehat, durch eine wissenschaftliche Hilfskraftstelle, die Ina Jeske unmittelbar im Anschluß an ihr Examen im Sommersemester antrat, durch die beiden Tutoren Anna Ruile und Simon Goebel und unsere Lehrbeauftragten Christa Bayer, Peter Bommas, Christiane Lembert, Dr. Achim J. Weber, Dr. Frank Kressing und Marga Schweiger-Wilhelm sind wir in der Lage, unsere Aufgaben wesentlich besser wahrzunehmen als noch vor einem Jahr. Alma Durán-Merk ergänzt neuerdings unser Team. Sie ist gemeinsam mit Dr. Achim J. Weber für die Beratung der ausländischen Studierenden zuständig. Unterstützt werden wir ferner von Frau Privatdozentin Dr. Sabine Wienker-Piepho (Freiburg) und unserer studentischen Hilfskraft Johannes Ohnesorg. Ein großer Teil dieser Stellen wird durch Studienbeiträge finanziert. Die Universität Augsburg hat in vorbildlicher Weise die Mittel für Lehre und Betreuung bereit gestellt. Wir sind in dieser Hinsicht im Jahr 2007 ein großes Stück vorangekommen.

Nach wie vor untragbar ist unsere Raumsituation. Wir müssen in zu beengten Verhältnissen arbeiten. Es ist ausschließlich der Geduld und Kooperationsbereitschaft aller zu verdanken, dass der Alltagsbetrieb geregelt verläuft. Hoffentlich wird sich dieses eklatante Problem im kommenden Jahr lösen.

Im vergangenen Jahr haben wir wieder eine ganze Reihe interessanter Projekte abschließen können. Dr. Nicole Waibel hat ihre Doktorarbeit in der von den Professoren Holger Böning, Michael Nagel und Johannes

Weber (Bremen) betreuten *edition lumière* herausgebracht. Sie trägt den Titel „Nationale und patriotische Publizistik in der Freien Reichsstadt Augsburg. Studien zur periodischen Presse im Zeitalter der Aufklärung (1748-1770)“.
Ina Jeske, Sibylle Bauschinger und Alma Durán-Merk haben bemerkenswerte Magisterarbeiten vorgelegt zu so unterschiedlichen Themen wie „Zwangsheirat“ (Jeske), „Kriegsberichterstattung über den Jugoslawienkrieg“ (Bauschinger) oder „eine deutsche Siedlung in Yucatán im 19. Jahrhundert“ (Durán-Merk). Die Arbeit von Sibylle Bauschinger stellen wir in Auszügen in diesem Heft vor.
Auch Friedemann Schmoll und ich selbst haben Buchprojekte abgeschlossen. Herr Schmoll zum *Atlas der Deutschen Volkskunde*, eine Arbeit, die er im Rahmen des DFG-Projekts „Die Geschichte der Deutschen Forschungsgemeinschaft von den 1920er bis in die 1970er Jahre“ in Freiburg angefertigt hat. Mein eigenes Projekt über „Das Okkulte“ basiert auf einer rund zehnjährigen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Spielarten des europäischen Okkultismus und erscheint in den nächsten Wochen im *Siedler-Verlag*, München. Trotz der vielen Beengungen und Bedrückungen der vergangenen Jahre sind wir froh, dass wir den Mut zu eigenen Forschungen nicht verloren haben. So soll es auch weiterhin bleiben.
Eine weniger erfreuliche Nachricht habe ich noch zu vermelden. Unsere langjährige und hochgeschätzte Sekretärin, Frau Gudrun Nelle, wird uns zum Ende des Semesters verlassen. Sie geht in den Ruhestand. Eine kleine Laudatio sei gestattet, Sie finden sie im Heft.
Alles in allem blicken wir etwas zuversichtlicher ins neue Jahr. Eine friedliche Adventszeit und ein frohes Fest wünscht Ihnen

Ihre
Juliane Doing-Martappel

Aufsätze

Der gedruckte Krieg
Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt (1993-1995) in taz und FAZ
von Sibylle Bauschinger **5**

Sun City
Rentnersiedlungen in den USA – ein Modell für die Zukunft?
von Kristina Würz **27**

Das Internetzeitalter
Privatsphäre und Öffentlichkeit im World Wide Web
von Simon Pickl **62**

Berichte

Kleine Hommage an Gudrun Nelle
Die gute Seele der Augsburger Volkskunde
von Sabine Doering-Manteuffel **81**

Die informationstechnologische Revolution
Ein Kommentar
von Alexander J. B. Engel **83**

Lernen in/aus/durch Szenen
Szenewissen als Kompetenzgewinn
von Peter Bommas **86**

Das Gaswerk im Bärenkeller
Versuche zur Revitalisierung
von Gabi Opas **90**

Publikationen

Krasse Töchter
Mädchen in Jugendkulturen
besprochen von Peter Bommas **93**
Warum feiern wir Geburtstag?
Die Geschichte und heutige Bedeutung der Geburtstagsfeier
besprochen von Anna M. Ruile **95**
Die Hausnummer
Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung
besprochen von Simon Goebel **97**
Neu bei 54
vorgestellt von Gerda Schurrer **99**

Veranstaltungskalender **102**

Impressum **124**

Der gedruckte Krieg

Zur Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt (1993-1995) in taz und FAZ

von Sibylle Bauschinger

Gibt es Wahrheit[1] in den Medien?

Wenn jemand bezichtigt wird, die Unwahrheit gesagt zu haben, urteilt der Volksmund mit der Bemerkung: „Der lügt wie gedruckt". Diesem Ausdruck liegt die leidige Erfahrung zugrunde, dass so manches veröffentlicht wird, was nicht der Wahrheit entspricht. Doch die Frage nach dem Wahrheitsgehalt in den unterschiedlichsten Medien war noch zu keinem Zeitpunkt von so großer Bedeutung wie heutzutage. Vor der Technisierung des Alltags entnahm man den Großteil des generellen Informationsinput aus den primären Sinneswahrnehmungen oder persönlichen Kommunikationen. Heute erreicht die Information den Konsumenten zwar immer noch durch die Printmedien, aber zum großen Teil erfolgt die Meinungsbildung nunmehr auch durch andere Informationstechniken, wodurch das Weltbild des Empfängers beeinflusst wird.[2]
Laut dem Medienwissenschaftler Siegfried Weischenberg liefern die Medien zwar Wirklichkeitsentwürfe, doch seiner Auffassung nach sind es die Journalisten, die die Wirklichkeit konstruieren.[3] Die Verantwortung liegt bei den Redakteuren, täglich aus der Fülle an verwertbaren Informationen diejenigen auszuwählen, welche für die eigene Leserschaft als wichtig angesehen werden. Die berichtete und von der Masse konsumierte Information ist demnach immer schon selektiert und subjektiv betrachtet worden.
Es gibt eine Reihe von Beispielen, bei denen sich Publikationen nachträglich als unzutreffend herausgestellt haben. Einen besonderen Fall der Berichterstattung stellt der Jugoslawienkrieg der neunziger Jahre dar. Seit dem Zweiten Weltkrieg war dies der erste Krieg nach Jahrzehnten des friedlichen Zusammenlebens innerhalb Europas gewesen. Nicht nur die Tatsache eines kriegerischen Konfliktes, sondern vielmehr das hohe

Gewaltpotential der beteiligten Parteien schockierte den Westen. Drei Gruppen, die zuletzt über 40 Jahre lang in einem multikulturellen Staat unter der Herrschaft Titos zusammengelebt hatten, bekriegten sich auf einmal anscheinend grundlos.[4] In einer komplexen Abfolge von Kriegen um vormals zusammenhängende Territorien und Machtverteilungen in den neu gegründeten Staaten wurde es im Zeitraum zwischen 1991 und 1995 für die Außenwelt immer schwieriger, die Geschehnisse im Gebiet des ehemaligen Jugoslawien nachzuvollziehen.

Jeder Konflikt hat eine ganz eigene Komplexität, die sich jedoch schlecht vermitteln lässt.[5] Im Falle des Jugoslawienkriegs war diese ausgesprochen hoch und veranlasste viele Journalisten dazu, sie durch eine einfache Darstellung von Gut gegen Böse zu ersetzen. Es gibt zudem Theorien, die den Balkanvölkern auf Grund ihrer historischen Konflikte eine gewisse „Mentalität der langen Messer“[6] unterstellen und ihnen somit eine fast anthropologische Gewaltbereitschaft zuschreiben. Diese sind jedoch äußerst fragwürdig, weil die Entstehung von Gewalt und die Bereitschaft dazu nicht auf kulturelle Einflüsse begrenzt werden kann, da sowohl die Ursache als auch der Zweck der Gewalt außer Acht gelassen würden.[7]

Im Unterschied zu anderen Kriegen hielt sich während des Konfliktes eine Vielzahl internationaler Journalisten im Kriegsgebiet auf, um die westliche Welt über die Geschehnisse zu informieren. Mit dem zeitlichen Abstand zu den damaligen Geschehnissen musste allerdings festgestellt werden, dass die Berichterstattung aus dem Balkan keineswegs frei von kriegstreibender Propaganda, falschen Tatsachenberichten oder anderen Arten von Manipulation gewesen war und somit der Wahrheitsgehalt in den Medien der damaligen Zeit zum Teil umstritten ist. Mit den Veröffentlichungen einiger Tatsachenberichte wurde nach und nach deutlich, dass während des Jugoslawienkrieges Mitarbeiter aller Medienbereiche teilweise nachlässig recherchiert oder sich beispielsweise auf Zeugenaussagen berufen hatten, ohne diese vor der Veröffentlichung weiter zu überprüfen.

Als einer der ersten beschäftigte sich der renommierte amerikanische Journalist Peter Brock mit dieser Problematik. Im Winter 1993 wurde sein Artikel „Dateline Yugoslavia: The Partisan Press“ in der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Policy“ veröffentlicht. Ziel des Autors war es ursprünglich gewesen, den Balkankrieg kritisch zu hinterfragen. Doch

nach reichlicher Recherche kam Brock zu der Kernaussage, dass der westliche Journalismus im Balkan-Konflikt versagt habe. Konkreter formuliert waren seiner Aussage nach Verdrehung von Tatsachen, mangelnde Sorgfalt und einseitige Kommentierung an der Tagesordnung gewesen. Weiterhin sollen grobe Fahrlässigkeit und ein von Brock selbst betitelter „Meutejournalismus“ das besondere Kennzeichen der Balkan-Berichterstattung gewesen sein. Die öffentliche Meinung wurde seinen Ergebnissen nach dahingehend manipuliert, den Serben die Gesamtschuld an dem Konflikt aufzubürden. Diese Haltung wurde dadurch noch verstärkt, indem über mögliche Opfer der serbischen Gruppierung nicht berichtet worden war. Brock belegte seine Ergebnisse an Hand einer Reihe bereits veröffentlichter Artikel amerikanischer Zeitungen, in denen unter anderem die Ethnie von Tätern und Opfern zu Gunsten der öffentlichen Meinung verändert worden war, um eine Opferrolle der Serben zu verhindern.[8]

Dieses Beispiel zeigt, welchen Einfluss Medien auf das Weltbild ihrer Leser nehmen können. Gewiss gibt es eine „Wahrheit“, die durch die Medien verbreitet wird, die aber zugleich bereits vorher ausgewählt und für den Rezipienten aufbereitet wurde. Zudem hängt sie im Kriegsjournalismus auch von der erlebten Realität des Korrespondenten ab und allein diese Tatsache kann die Berichterstattung beeinflussen und die Auswahl und Inhalte der Themen steuern.

Wie unterschiedlich kann demnach Berichterstattung sein? Die Erkenntnisse von Peter Brock führen zu der Annahme, die Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt könnte in verschiedenen Medien äußerst unterschiedlich verlaufen sein. Des Weiteren stellt sich die Frage, was für ein Bild der Lage die Korrespondenten vor Ort in den unterschiedlichen Tageszeitungen ihrer deutschen Leserschaft vermittelten?

Diese Fragen wurden zum Gegenstand meiner Magisterabschlussarbeit, in der die Artikel der Jugoslawienkorrespondenten der beiden überregionalen deutschen Tageszeitungen Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) und der Berliner Tageszeitung (taz) über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren (Juli 1993-Dezember 1995) auf unterschiedliche Faktoren miteinander verglichen wurden. Die Wahl fiel zum einen auf die beiden Zeitungen, da sie jeweils eigene Korrespondenten in das Gebiet gesandt hatten und zum anderen, weil sie in der Medienwelt zwei politisch unter-

schiedliche Zielgruppen ansprechen. Deshalb konnte davon ausgegangen werden, dass unterschiedliche Haltungen, Präferenzen oder auch Quantitätsunterschiede zu finden sein würden. Andererseits galten auch die unterschiedlichen Einstellungen und Arbeitsbedingungen der beiden Korrespondenten als Entscheidungsfaktoren, da dies einen großen Einfluss auf die journalistische Tätigkeit haben kann. Matthias Rüb[9] von der FAZ hatte beispielsweise seinen Hauptwohnsitz auf eigenen Wunsch außerhalb seines Berichterstattungsgebietes nach Budapest verlegt, um nicht von vorherrschenden Medien beeinflusst zu werden, falls er sich in einem der Krieg führenden Länder niederlassen würde. Im Gegenzug dazu war Erich Rathfelder[10] als freier Journalist über den gesamten Zeitraum der Kriegshandlungen unter anderem im Auftrag für die taz im Krisengebiet gewesen und reiste lediglich ca. vier Mal pro Jahr nach Deutschland. Aus diesem Umstand resultierte eine so starke emotionale Verbundenheit zu dem Konflikt und seinen Opfern, dass er sich selbst nicht mehr als unbeteiligten Beobachter betrachten konnte und somit auch mit der psychischen Belastung der Kriegserlebnisse zu kämpfen hatte.
Diese Analyse beschäftigt sich demnach mit der Frage, inwieweit sich die Themen, Sichtweisen und Stile der beiden Journalisten, die im Grunde mit der gleichen Aufgabe betraut worden waren, unterschieden.

Methodik

Um die Vielschichtigkeit einer Medienanalyse vollständig wiedergeben zu können, wurde in ihr nach dem Prinzip des Multi-Methoden-Ansatzes gearbeitet, in dem sowohl ein Theorieansatz, eine Dokumentenanalyse und persönlich geführte Experteninterviews verwendet wurden.[11]
Die Untersuchung beinhaltete als Bestandteil einer Inhaltsanalyse sowohl einen quantitativen als auch einen qualitativen Forschungsteil. Bei einer genaueren Betrachtung der sozialwissenschaftlichen Forschungssituation der letzten zwanzig Jahre lässt sich interdisziplinär eine verstärkte Zunahme von qualitativ orientierten Forschungsmethoden feststellen.[12] Obwohl dieser Zuwachs in den verschiedensten Bereichen der Sozialwissenschaft, beispielsweise in der Psychologie, der Soziologie, Kommunikationswissenschaft und der Ethnologie erkennbar ist, bleibt

die Nutzung der Forschungsmethode in der jeweiligen Teildisziplin unterschiedlich.[13] Im Allgemeinen wird jedoch von einer rein quantitativen bzw. qualitativen Forschung abgeraten. Beide Vorgehensweisen können individuelle Ungenauigkeiten in der Messung hervorbringen. In der quantitativen Methode können die Ergebnisse beispielsweise keine eindeutig schlüssigen Resultate liefern, sondern bergen weitere latente Variablen in sich, die zusätzlich interpretiert werden müssen. Außerdem können durch die schlichte Analyse von Auftretenshäufigkeiten Fehler verursacht werden. Eine rein qualitative Methode sollte sich generell von einer freien Interpretation abgrenzen, was wiederum Schwierigkeiten verursachen kann.[14] Daher ist die sozialwissenschaftliche Forschung in letzter Zeit dazu übergegangen, Ansätze zu entwickeln, die beide Verfahren miteinander kombinieren und integrieren.

In der quantitativen Analyse wurden zunächst Kriterien untersucht, die zeigen sollen, welche Bedeutung die jeweiligen Zeitungen einem bestimmten Ereignis beigemessen haben. Laut Böhm zeigt sich dies unter anderem in den Kategorien Länge und Platzierung der Artikel,[15] bei denen sich bereits Unterschiede in den Arbeiten der Korrespondenten zeigten. Die präzise Gegenüberstellung der Artikel erfolgte jedoch erst nach Abschluss einer Stichdatenanalyse,[16] in der die Anzahl der Artikel den ersten Vergleichspunkt darstellte. Dabei wurde ergründet, wie viele Artikel beide Korrespondenten in dem gleichen begrenzten Zeitraum zum Thema Jugoslawienkonflikt veröffentlicht hatten. Im Anschluss daran wurde ermittelt, ob sich die Quantität der Artikel auch auf die Anzahl der verwendeten Worte übertragen lässt, also, ob wirklich mehr geschrieben wurde, oder nicht. Schließlich blieb noch zu klären, in welchen Teilen der Ausgaben die Heimatredaktionen und Herausgeber die Artikel der Korrespondenten platziert hatten.

Der qualitative Teil der Analyse beschäftigte sich mit einzelnen Themenbereichen der Berichterstattung. Die dazu verwendete Methode der qualitativen Inhaltsanalyse orientierte sich an dem Konzept von Gläser und Laudel, bei dem nicht die Häufigkeit bestimmter Informationen, sondern deren Inhalt quantitativ erfasst und ein Kategoriensystem in Übereinstimmung mit dem Material ausgearbeitet wird.[17] Demzufolge werden die Texte als Datenquelle genutzt und mittels eines Suchrasters sowie verschiedenen Kategorisierungen geprüft. In der so genannten Extrakti-

on werden die Informationen dem Text als Rohdaten entnommen und anschließend ausgewertet. Extraktion bedeutet in diesem Zusammenhang den Text zu lesen und zu entscheiden, welche der in ihm enthaltenen Informationen für die Untersuchung relevant sind.[18] Eine Besonderheit des Kategoriensystems nach Gläser und Laudel ist die ihm zugestandene Offenheit, denn die Merkmalsausprägungen werden verbal frei beschrieben und können somit spezifischer erklärt werden. Die beiden auf die Extraktion folgenden Schritte der Aufbereitung und Auswertung beziehen sich auf die extrahierten Rohdaten. Diese werden in der Aufbereitungsphase zunächst zusammengefasst und auf Auffälligkeiten überprüft. Sie stellen anschließend die Informationsbasis dar, auf die sich die Auswertung stützt. Demnach beinhaltet die in der Analyse verwendete Methodik einer qualitativen Inhaltsanalyse fünf eigenständige Phasen, beginnend mit der theoretischen Vorüberlegung, der Vorbereitung der Extraktion und deren Durchführung sowie die Aufbereitung und Auswertung der Ergebnisse.[19] Diese Methode wurde in der Analyse auf drei unterschiedliche Themenbereiche angewandt. Hierbei wurde zunächst ein detaillierter Vergleich der inhaltlich übereinstimmenden Artikel vollzogen. Anschließend beschäftigte sich die qualitative Analyse mit der divergierenden Darstellung der Figur des Slobodan Miloševiæ und den von den Korrespondenten übermittelten Beschreibungen über die Lage vor Ort in Bosnien.
Die Tatsache, dass anschließend an die beiden Untersuchungen der Inhaltsanalysen noch Experteninterviews mit den Autoren Rüb und Rathfelder durchgeführt wurden, komplettierte das hier angewandtew Modell eines Multi-Methoden-Ansatzes.

Ergebnisse der empirischen Untersuchung

Auch wenn in der vorgestellten Untersuchung nicht die gesamtmögliche Datenmenge verwertet, sondern lediglich auf die Ergebnisse der Stichdatenanalyse[20] Bezug genommen werden kann, können die erzielten Resultate der Untersuchung als repräsentativ angesehen werden, da die drei sozialwissenschaftlichen Kriterien der Reliabilität, Validität und Objektivität als erfüllt betrachtet werden. Die verschiedenen Untersuchungsteile wurden unabhängig voneinander durchgeführt und erfolgten jeweils

nach der gleichen Methode. Somit konnte die im Laufe der Untersuchung aufgestellte Hypothese einer unterschiedlichen Berichterstattungsweise, die sich als Innen- und Außensicht bezeichnen lässt, bestätigt werden.
Grundsätzlich zeigten die Ergebnisse der quantitativen Analyse, dass in den betrachteten Zeiträumen und jeweiligen Erscheinungsdaten Rüb im Jahr 1994 definitiv am umfangreichsten über das Balkanthema berichtet hatte. Obwohl beide Korrespondenten in der Gesamtbetrachtung der Zeiträume fast die gleiche Anzahl an Veröffentlichungen erreichen, konnte ermittelt werden, dass für die FAZ durchschnittlich längere Korrespondentenartikel verfasst wurden. Die Übereinstimmungen der Artikelinhalte lagen durchschnittlich in Bezug auf die analysierten Zeiträume bei 14,71%, was bei der Masse der Untersuchungsdaten als relativ gering eingestuft werden kann. Dennoch bestätigt sich auch hier das vorherige Ergebnis. Rüb hat in der Mehrzahl der inhaltlich übereinstimmenden Artikel einen deutlich größeren Artikelumfang vorzuweisen als Rathfelder. Durchschnittlich weisen die Beiträge von Rüb 745,5 Worte pro Artikel auf, wobei die von seinem Kollegen der taz lediglich einen Durchschnitt von 621,6 Worten erreichen.
In Bezug auf die Platzierung lassen die Ergebnisse auf eine unterschiedliche Interessengewichtung der Korrespondentenartikel schließen. Die FAZ stützte sich mehrheitlich auf die politischen Inhalte der Informationen von ihrem Korrespondenten. Dies lässt sich dadurch belegen, dass die Beiträge von Rüb häufig zu den bereits auf der Titelseite verwendeten Agenturmeldungen, die sich im Allgemeinen hauptsächlich auf politische Vorgänge beziehen, als Ergänzungen fungierten. Zudem besteht bei der FAZ die Tradition, Beiträge über Südosteuropa möglichst prominent zu platzieren, da sie einen besonderen Fokus in ihrer Berichterstattung auf diese Region legt. Dies basiert auf der Tatsache, dass der damalige Mitherausgeber Johann-Georg Reißmüller einst selbst Korrespondent in der Region gewesen ist und besonderen Wert darauf legte, südosteuropäischen Themen eine gewichtige Rolle in der Zeitung einzuräumen.[21]
Es konnte festgestellt werden, dass die Arbeiten von Rathfelder nicht im ersten Teil der taz-Ausgaben zu finden waren. Dies ist darauf zurückzuführen, dass er sich zum einen oftmals nicht mit den tagespolitisch aktuellen Themen der Jugoslawienkrise beschäftigte, sondern als Kriegsberichterstatter kontinuierlich durch die Gebiete zog. Zum anderen hat er,

ganz im Gegensatz zu Rüb, deutlich häufiger Kommentare, Essays und Interviews zum Thema Jugoslawien verfasst. Dies soll allerdings nicht bedeuten, dass es in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung keinerlei Kommentare zu der Situation auf dem Balkan gegeben hätte. Obwohl sich der Korrespondent vor Ort mit der Situation auseinandersetzte, war es bei der FAZ nicht Aufgabe von Rüb Kommentare zu verfassen. Dieses Ressort fiel dem damaligen Mitherausgeber Johann-Georg Reißmüller zu.
Die qualitative Analyse brachte die Erkenntnis zutage, dass sich beide Korrespondenten durch unterschiedliche Berichterstattungsstile auszeichneten, die zum einen als politische und zum anderen als Lageberichterstattung bezeichnet werden können. Im ersten Abschnitt der Analyse, die sich mit einem Vergleich der inhaltlich übereinstimmenden Artikel beschäftigt, zeigte sich, dass beispielsweise Erich Rathfelder in der taz seine Artikel durch Bezüge zur Bevölkerungssituation ausfüllte und somit die distanzierte Darstellung politischer Zusammenhänge eher vernachlässigte. Matthias Rüb setzte im Gegensatz dazu weitaus mehr auf Politik und einen gewissen Abstand zum Geschehen, welcher ihm die Position eines unbeteiligten Beobachters garantieren sollte. Rathfelder bezog seine Informationen zum Großteil aus der Bevölkerung und von Quellen aus dem direkten Handlungsumfeld, was seine diversen Zeugnisse über Insiderinformationen in den Artikeln belegen. Auch zeigt sich bei ihm ein gesteigertes Interesse für einzelne Kriegsgeschehnisse und die dazu eingesetzten militärischen Mittel. Nachweislich ist dessen Berichterstattung der hier untersuchten Artikel weitaus reservierter und stützt sich weniger auf Informationen aus Insiderkreisen, sondern vielmehr auf die Angaben der örtlichen Medien. Somit lässt sich belegen, dass zwei unterschiedliche Formen und Stile der Berichterstattung vorliegen: Bei Erich Rathfelder beherrscht die Sicht aus dem Inneren des Geschehens und der Bevölkerung seine Artikel. Seine Beschreibungen emotionalisieren den Leser durch die rege Erwähnung von Einzelschicksalen und Zitaten der Betroffenen. Matthias Rüb hingegen berichtet weitgehend distanziert und unparteiisch über die Geschehnisse vor Ort und behält den objektiven Blick für die globalen Zusammenhänge.
Dieser Gegensatz lässt sich ebenfalls an der Teilanalyse über die Darstellung von Slobodan Miloševiæ aufzeigen. Darin hat sich Rathfelder sehr stark auf die Person selbst und weniger auf seine politische Position und

deren Auswirkungen bezogen. Er stellte vielmehr die Figur des Kriegstreibers in den Mittelpunkt seiner Berichterstattung, die allerdings quantitativ geringer war als bei Rüb. Jener hatte in Bezug auf Miloševiæ fast ausschließlich die politische Figur betrachtet und etwaige kriegerisch-propagandistische Stereotype der Kriegsverantwortlichen nur begrenzt verarbeitet.

Im letzten Teil der Analyse, der sich mit der Darstellung über die Lage vor Ort in Bosnien beschäftigte, wurde ersichtlich, dass Rathfelder einen ausgeprägteren Bezug zur dortigen Bevölkerung besitzt und die Situation vor Ort durch erhöhte Berichterstattung über Kriegsverbrechen und den Bezug auf Einzelschicksale verstärkte. Gerade mittels dieses hohen Anteils von individuellen Bezügen zur dortigen Bevölkerung gelingt es Rathfelder, seine Leser für das jeweilige Thema zu interessieren. Denn eine Figur mit Namen und Gesicht bringt den Leser dazu, sich ein subjektives Bild zu machen und führt ihn über den Weg der Identifikationen an den Text heran. Ohne einen solchen Einstieg kann es schwierig sein, das Interesse des Lesers zu wecken.[22] Rüb hingegen bezieht sich in seinen Berichten zu einem großen Anteil auf beobachtende Ortsbeschreibungen, die allerdings durch ihre Genauigkeit bestechen. Dadurch wahrt er Distanz und stößt den Leser nicht mitten in das Geschehen, sondern lässt ihn an seinen Eindrücken teilhaben. Beide haben zudem vereinzelte Artikel über die Lage in Kroatien veröffentlicht. Rüb publizierte darüber hinaus einige Beiträge über die Situationen in serbischen Gebieten, wobei sich diese thematisch nicht auf Gräueltaten der serbischen Bevölkerung bezogen.

Die Analyse brachte das zusammenfassende Ergebnis, dass in allen drei Untersuchungspunkten der qualitativen Inhaltsanalyse Rüb distanziert berichtete und sich mehr auf die allgemeinen Geschehnisse und Situationsbeschreibungen konzentrierte. Rathfelder schilderte hingegen aus dem Inneren der Ereignisse heraus und ließ keinen Zweifel an seinen persönlichen Einstellungen zu den Vorkommnissen. Seine äußerst stark von der Bevölkerungssituation geprägte Berichterstattung bezog sich weniger auf globale, politische Zusammenhänge als vielmehr auf menschliche Schicksale. Doch Kriegsberichterstattung ist keine Opferberichterstattung, so hat es zumindest der ARD Journalist Thomas Roth beurteilt. Die Personalisierung des Krieges stellt zwar einen wichtigen

Faktor dar, weil er den Schrecken für die Leser vergegenwärtigt. Doch Opfer gibt es in jedem Krieg, so Beham. Die Reduktion der Berichterstattung auf den Aspekt von Leid verbleibt in einem Blickwinkel, der über die spezifischen politischen und militärischen Hintergründe keinen Aufschluss gibt.[23]

Gründe für die Unterschiede in der Berichterstattung

> „Einen guten Journalisten erkennt man daran, dass er Distanz zum Gegenstand seiner Betrachtung hält; dass er sich nicht gemein macht mit einer Sache, auch nicht mit einer guten Sache; dass er immer dabei ist, aber nie dazugehört."[24] (Friedrichs, Hanns Joachim 1994)

Wie bereits im methodischen Teil der Arbeit angekündigt, wurden bei der Analyse zusätzlich zu den Auswertungen der Artikel noch Experteninterviews mit den beiden Journalisten durchgeführt. Dank der Möglichkeit zum persönlichen Gespräch konnten daher auch Informationen abseits der Artikel gesammelt werden und somit ein tieferer Einblick in die journalistische Arbeit in dem Krisengebiet zwischen 1993 und 1995 gewährt werden.
Im Abstand von fünf Wochen wurden telefonische Interviews mit beiden Journalisten, welche im weitesten Sinne die gleichen Themengebiete behandeln sollten, geführt. Es wurde mittels eines vorab erstellten Leitfadens, der sich auf unterschiedliche Aspekte der Arbeit als Berichterstatter während des Jugoslawienkonfliktes bezog, verfahren. Im Folgenden kann nun durch eine Gegenüberstellung der persönlichen Betrachtungen beider Autoren ein klares Bild über die Arbeitsweisen erstellt werden, welches die bisherigen Ergebnisse aus den Teilanalysen bekräftigen wird.
Zu Beginn der Interviews wurde versucht, die Umstände der jeweiligen Entsendungen in das Kriegsgebiet zu erläutern, wobei sich bereits deutliche Unterschiede in den Ausgangssituationen der Korrespondententätigkeiten zeigten. Rathfelder hatte einst in einem Interview aus dem Jahre 1998[25] bekräftigt, dass er es bei Ausbruch der Ausschreitungen in Jugoslawien als seine persönliche Pflicht empfand, seiner Leserschaft in Deutschland die Geschehnisse vor Ort mitzuteilen. Da er sich bereits seit 1984 mit der politischen Lage in Belgrad beschäftigte, hatte er sich bis zu

seiner endgültigen Korrespondenz im Jahre 1991 frühzeitig diverse Kontakte im Bereich der kroatischen, serbischen und bosnischen Demokratiebewegung aufgebaut. Während seiner ganzen Berichterstattungsphase hatte Rathfelder in einem Dorf bei Split einen Ort gefunden, von dem aus er seine Reisen und Berichterstattungen in Kroatien und Bosnien startete.[26] Zum Großteil war er allerdings auf Reisen und kam lediglich ca. viermal im Jahr nach Deutschland. Somit war er vollkommen mit den Kriegsschauplätzen vertraut, weil er diese Gebiete quasi zu seiner neuen Heimat gemacht hatte.

Im Gegensatz dazu muss man bei Rüb auf einen klaren Nachteil hinweisen. Er hatte erst 1993 in die Nachrichtenredaktion der Frankfurter Allgemeinen Zeitung gewechselt und war auf dem Weg, das „journalistische Nachrichtenhandwerk“[27] zu erlernen, da er zuvor für die Feuilletonbeilage Bilder & Zeiten geschrieben hatte. Als der damalige Südosteuropakorrespondent Victor Meier in Ruhestand trat, war dessen Nachfolge zu diesem Zeitpunkt noch nicht entschieden und fiel letztlich Matthias Rüb zu. Er wandte sich gegen die ursprüngliche Entscheidung des Mitherausgebers Johann-Georg Reißmüller, der Zagreb als Hauptsitz seines Südosteuropakorrespondenten vorgezogen hätte. Auf Grund seiner journalistischen Einstellung zu Neutralität und Objektivität wollte Rüb nicht in einem von zwei Ländern leben, über die er in seiner Arbeit zu berichten hatte.[28] Folglich erschließen sich auch die Unterschiede in den Umständen, da ein persönliches Bedürfnis für die Region einem Arbeitsauftrag gegenübersteht.

Aber nicht nur die unterschiedlichen Ereignisse, die zu den jeweiligen Korrespondenzen führten, haben einen Ausschlag für die divergente Berichterstattungsweise gegeben. Im Verlauf der Gespräche wurde deutlich, dass sich gravierende Unterschiede vor allem in den Vorstellungen in Bezug auf die Bedeutung und Aufgabe des Journalistenberufes herausstellten. Auf die Frage nach etwaigen persönlich gesetzten Zielen für die Berichterstattung während der Jugoslawienkrise waren die Antworten äußerst ungleich. Rathfelder wollte nie unpolitisch in seiner journalistischen Arbeit sein und strebte somit danach, die Geschehnisse aus seiner Perspektive zu benennen. Dieses Bedürfnis gründet nach eigener Aussage zum einen auf seiner 68er-Vergangenheit, die ihn heute noch stark an pazifistische Denkweisen bindet. Zum anderen aber entwickelte sie sich

durch seine Kontakte zur jugoslawischen Friedens- und Demokratiebewegung, durch die er über menschliche Schicksale und Vertreibungen informiert wurde. Er sah in dem Jugoslawienkrieg die Wiederkehr des Zweiten Weltkrieges und sah sich persönlich dazu angehalten, darauf aufmerksam zu machen.[29]

> „Natürlich musste man da Position beziehen, denn das kann nicht im luftleeren Raum stehen bleiben."[30] (Rathfelder, 05.05.07)

Er konnte und wollte keinen obligatorischen Abstand wahren, da er die Leiden vor Ort selbst miterlebt hatte. Rathfelders Art der Berichterstattung wurde einst von dem bosnischen Schriftsteller D•evad Karahasan als parteilich, aber objektiv bezeichnet. Dies stimmt nach eigenen Angaben mit der persönlichen Auffassung seiner Arbeit überein, die Unparteilichkeit als journalistische Pflicht zum Großteil ablehnt. Jene Einstellung resultiert aus der Ablehnung gegen eine Berichterstattung, die versucht, „die Wahrheit in der Mitte" zu suchen, und „dies wiederum als Objektivität definiert".[31] Für ihn besteht die Pflicht eines Korrespondenten im Krieg darin, vor Ort zu sein, „wo es gefährlich ist", weil es dem Reporter nur dadurch möglich sei, das ganze Ausmaß der Konflikte erfassen zu können.

Die Auffassung von Rüb weicht vollkommen von der seines Kollegen Rathfelder bei der taz ab. Er zitiert eingangs Hans-Joachim Friedrichs, der einst den Satz geprägt hatte, der Journalist dürfe sich mit keiner Sache, auch nicht einer guten, gemein machen. Vor allem dürfe er aber, so Rüb, nicht etwas bewirken wollen. Der Korrespondent der FAZ begreift seine Arbeit des Berichterstatters als Dienstleister gegenüber dem Leser, der nicht in der privilegierten Lage ist, vor Ort sein zu können. Daher müsse der Journalist versuchen, die Geschehnisse so wahrheitsgetreu wie nur möglich wiederzugeben.[32] Es ist laut Rüb die Pflicht der Berichterstattung „to listen to both sides of the stories",[33] da man eher geneigt sei, mit den Opfern zu sympathisieren als die Tätermotive nachzuvollziehen. Sein persönliches Ziel bei der Berichterstattung, wenn man es so nennen kann, war lediglich zu versuchen, etwas früher als die Mainstream-Medien über manche Ereignisse berichten zu können.

Die Arbeitsbedingungen beider Journalisten standen unter den ursprünglich gleichen Voraussetzungen, da ihnen lediglich ein weitgehend ungesi-

chertes Fahrzeug mit deutschem Kennzeichen zur Verfügung stand. Aber durch die Tatsache, dass Rathfelder sehr früh, und vor allem aber sehr deutlich, Position für die bosnischen Muslime und dadurch gegen die Serben bezogen hatte, stellte sich die Situation für ihn, nach eigenen Angaben, als lebensgefährlich dar. Zu Beginn der Ausschreitungen in Kroatien hatte er keinerlei Probleme zu befürchten, doch als die Situation auch dort von der Opferrolle in eine Angreiferposition umzuschlagen begann, wurde es komplizierter, so Rathfelder. Er habe äußerst häufig Genehmigungen von den dortigen Behörden für seine Berichterstattung einholen müssen, was ihm die Arbeit erschwerte. Seine Informationslage über Serbien wurde allerdings von der prekären Situation für deutsche Staatsbürger vor Ort behindert, weil diese „bei den radikalen Serben als Todfeinde“[34] galten und Rathfelders Angaben nach auch getötet worden waren.[35] Zudem hatte man ihm im Zeitraum von 1993 bis 1995 ein immer wieder erneuertes Einreiseverbot für Serbien[36] ausgestellt, welches ihm eine Berichterstattung für dieses Gebiet erschwerte.

Im Falle von Rüb berichtete dieser im persönlichen Gespräch von keinen nennenswerten Problematiken mit den örtlichen Behörden für den Zeitraum zwischen 1993 und 1995. Er habe lediglich für Serbien bzw. die Bundesrepublik Jugoslawien ein Visum benötigt, was er aber auf Grund seiner Akkreditierung in Belgrad ohne Schwierigkeiten erhielt. Die Überquerung der verschiedenen Grenzposten beschreibt er selbst als eine Art sportliche Herausforderung, die es zu überwinden galt, wenn die Soldaten wiederholt „ein bisschen schikaniert“[37] haben. Nach Ausbruch des Krieges im Kosovo 1996 hatte man ihm allerdings trotz seiner Akkreditierung in Belgrad kein Einreisevisum mehr ausgestellt, was er aber mit der Möglichkeit eines Transitvisums[38] umging.

Persönliche Erlebnisse können die Berichterstattung von Auslandskorrespondenten erheblich beeinflussen. Dieser Aspekt schlägt sich besonders in der Dauer der Korrespondenz bzw. der kontinuierlichen psychischen Belastung in einem Krisengebiet nieder. Wie bereits erwähnt, war Rathfelder während der Zeit der Konflikte fast durchgehend in den Regionen des zerfallenden Jugoslawien unterwegs. In den ersten Jahren hatte er es nach eigener Aussage vermieden, Urlaub zu machen, weil er befürchtete, einen psychischen Einbruch zu erleiden. Das Erlebte holte ihn daraufhin im Sommer 1994 ein, als er ein sowohl physisches wie auch

psychisches Tief erlitt und zwei Monate nach Berlin fuhr, um sich in therapeutische Behandlung zu begeben.[39]

> Die Situation in Bosnien wurde zu verzweifelt, dass auch ich verzweifelt bin. Weil diese Reports nichts dazu beigetragen haben, die Internationale Gemeinschaft dazu zu bewegen, härter durchzugreifen. (Rathfelder 05.05.07)

Insgesamt ist Erich Rathfelder seit 1991 durchgehend auf dem Balkan als Korrespondent und Berichterstatter tätig, was ihm keinerlei Möglichkeit zu einer Distanzierung zu den Geschehnissen erlaubte, ihm jedoch einen außergewöhnlich genauen Einblick in die Entwicklung und die Lage während und nach dem Krieg gewährte.
Rüb hatte in Hinsicht auf die psychischen Belastungen einen entscheidenden Vorteil, da er seinen Hauptwohnsitz fernab der Kriegsgeschehnisse gewählt hatte. Durch die Tatsache, dass er nach jedem Einsatz und maximal einer Woche wieder zu seiner Familie nach Budapest fahren konnte, hatte er dort die Möglichkeit, das Erlebte zu verarbeiten. Wie er selbst sagt, blieb ihm dadurch allerdings die Erfahrung verwehrt, sich längere Zeit in den Gebieten aufzuhalten und eventuell längere, detailliertere Reportagen zu schreiben. Zwar bedauert er persönlich diesen Tatbestand, aber seiner Auffassung nach hält er es für wichtig, sich immer wieder aus den Gebieten zu entfernen. Der zeitweilige Abstand habe ihn leistungsfähiger gemacht.[40] Matthias Rüb beendete im Juni 2002 seine Tätigkeit in dem Gebiet, nachdem er im Anschluss an den Krieg in Bosnien ausführlich über den Konflikt in der Region Kosovo berichtet hatte. Insgesamt war er achteinhalb Jahre auf dem Balkan tätig. Danach veränderte sich seine Arbeitssituation ganz erheblich. Aus seinem von Konflikten und Krisen gekennzeichneten Zuständigkeitsgebiet von Ungarn, Rumänien, Albanien, Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina, Mazedonien und Kosovo wechselte er anschließend nach Washington und betreut seither als FAZ-Korrespondent die USA, Mexiko und die Karibik.
Wie sich in der Teilanalyse über die thematisch übereinstimmenden Artikel gezeigt hat, verarbeitete Rathfelder im Vergleich zu Rüb selten Informationen von offiziellen Stellen, wie beispielsweise von Pressekonferenzen. Im Gespräch stellte sich heraus, dass dies auf persönlichen Vorbehalten und Erfahrungen mit derartigen Stellen basierte.[41] Auf Grund

dessen war er zu der Überzeugung gelangt, sich bevorzugt selbst ein Bild der jeweiligen Situationen zu machen und nicht auf offizielle Angaben zu vertrauen. Bei Rüb beruht die starke Verwendung offizieller Angaben auf seinem „ritualisierten Bezug auf die Quellen“, wie er selbst sagt. Durch seine Intention, die Geschehnisse immer von zwei Seiten aufzuzeigen, musste er die Ursprünge seiner Informationen klar ersichtlich machen. Dadurch zeigte er die offiziell politischen Darstellungen auf und verglich sie meist mit den Angaben der einzelnen Kriegsparteien.[42]
In Bezug auf die Sprache waren ihre Ausgangssituationen sehr ähnlich, da beide von Beginn an der Sprache nicht mächtig gewesen waren. Jeder beschrieb jedoch für sich einen ähnlichen Aufbau von Netzwerken mit Bekannten und Freunden in den verschiedenen Gebieten, die „einem halfen, die Sprachbarrieren zu überwinden“,[43] so Rüb. Rathfelder hatte eigener Aussage nach keinerlei Verständigungsprobleme, da immer jemand auffindbar war, der bereit war, als Dolmetscher zu fungieren.[44]
Für die Analyse erschien es zudem relevant, beide Journalisten nach ihrer Haltung über den allgemein herrschenden Vorwurf,[45] die westlichen Medien hätten auf dem Balkan versagt, zu befragen. Dabei stellten sich die Reaktionen erneut extrem unterschiedlich dar. Die Einstellung von Rathfelder basiert auf der Einschätzung, diese Haltung würde von einer „Ecke“ stammen, die versucht sei, die serbische Propaganda zu vermitteln. Somit hält er derartige Meinungsäußerungen für geplante serbische Taktiken, um deren Ruf wieder herzustellen. Er wirft den angeblichen Kritikern des Journalismus, wie etwa Peter Handke, vor, sich nach dem Krieg lediglich mit den serbischen Gebieten beschäftigt und die restlichen Regionen ausgeblendet zu haben.[46] Rüb konnte während des Interviews diesen Vorwurf nur mehrfach zurückweisen, da er seine und die Arbeit seiner Kollegen aus jener Zeit für absolut korrekt hält.[47]
Der hier betrachtete Zeitraum liegt mittlerweile mehr als zehn Jahre zurück und mit diesem Abstand lässt sich vermuten, dass sowohl Rathfelder als auch Rüb aus heutiger Sicht ihre Berichterstattungsweise verändern würden. Aber nicht nur die Weiterentwicklung der technischen Möglichkeiten würde beiden die Arbeit in einem derartigen Krisengebiet erleichtern. Rathfelder betonte beispielsweise im Interview, dass er heute in seiner Berichterstattung mehr auf die nationalen Diskussionen in Deutschland eingehen würde, da er unter Umständen seine Leserschaft einst in

manchen seiner Beiträge überfordert habe. Er erklärt diese Befürchtung damit, dass er die Leserschaft der taz, die laut Aussage von Rathfelder zum Großteil aus der Friedensbewegung komme, von einem NATO-Militäreinsatz überzeugen wollte. Unverständnis für andere Auffassungen und Ideologien als die seinen prägten zu jener Zeit die eigene Berichterstattung. Heute, so Rathfelder, würde er versuchen, die Mentalität der Leser langsam durch eine konkretere Schreibweise zu verändern, um ihnen seine mit der Zeit umgeschlagene Haltung zum Krieg verständlich zu machen.[48]

Bei Rüb kann eine solche nachträgliche Veränderung, wie sie Rathfelder vornehmen würde, nicht greifen, da er seine Berichterstattung für gelungen hält. Allerdings, so meint er selbst, hätte er gerne mehr Zeit an einzelnen Orten zur Verfügung gehabt. Das Bedürfnis, längere Reportagen oder Features über Einzelpersonen oder Dörfer zu schreiben, konnte in seiner Zeit als Südosteuropakorrespondent nicht erfüllt werden. Doch dies wäre mit großer Wahrscheinlichkeit in seinem Zuständigkeitsgebiet, in welchem ein Konflikt auf den nächsten folgte, nicht möglich gewesen.

> „Ein bisschen mehr in die Tiefe gehen und einfach ein bisschen mehr Zeit gehabt zu haben, das wünsche ich mir manchmal. Aber vielleicht ist das für einen Auslandskorrespondenten einer Tageszeitung sowieso illusorisch."[49] (Rüb, 10.06.07)

Die Veränderungswünsche ihrer Berichterstattung beziehen sich demnach nicht, wie man vermuten könnte, auf eine Reglementierung der jeweiligen Heimatredaktionen. Beide Journalisten hatten laut eigenen Aussagen keinerlei Vorgaben oder spezielle Reiseaufträge erhalten. Rathfelder hat beispielsweise seine Artikel geschrieben, schnellst möglich an die Redaktion gesandt und sich danach dem nächsten Thema gewidmet. Die verfügbare Zeit war laut Rathfelder sehr knapp bemessen, weshalb er sich nicht darum bemühte, zu verfolgen, was die Redaktion der taz dazu zu sagen hatte. Er war als freier Journalist, der allerdings trotzdem Verträge mit der taz sowie dem Züricher Tagesanzeiger, der Wiener Presse und anderen Printmedien abgeschlossen hatte, in seiner Vorgehensweise auf seine Art privilegiert. Er hatte keinerlei vorgefertigte Standards zu erfüllen. Auf die Frage, ob sich seine Berichterstattung anders gestaltet hätte, falls er für ein anderes Blatt tätig gewesen wäre,

verneinte er. Rathfelder wäre demnach in seiner Berichterstattung identisch vorgegangen.[50]
Obwohl auch Rüb keinerlei Vorgaben von der Redaktion aus Frankfurt zu erwarten hatte, war er ebenfalls in einer privilegierten Lage. Denn durch die bereits erwähnte Tradition der FAZ in ihrer Südosteuropaberichterstattung wurden alle seine Beiträge unverzüglich veröffentlicht und besonders gut platziert. Auf Grund dessen ist er der Annahme, dass sich seine Berichterstattung in einer anderen Zeitung ungewöhnlich stark von der bei der FAZ erfolgten unterschieden hätte. Sowohl durch die benannte Tradition als auch durch die prominenten Vorgänger[51] auf dem Posten des Südosteuropakorrespondenten war Rüb einem hohen Erwartungsdruck ausgesetzt. Der positive Nebeneffekt, so sagte er selbst, war allerdings die Tatsache, dass er uneingeschränkte Möglichkeiten in Bezug auf Umfang und Themenauswahl zur Verfügung hatte.[52] Somit zeigt sich, dass die in der Analyse erzielten Ergebnisse unter anderem auch auf die verschiedenen Persönlichkeiten der Autoren zurückzuführen sind.

Objektivität in der Krisenberichterstattung?

Gerade in Kriegssituationen wird die Freiheit und Unabhängigkeit der Presse jedes Mal von neuem in Frage gestellt. Doch die Berichte aus Krisen- und Kriegsgebieten sind bei den heutigen Informationsmöglichkeiten kein publizistischer Ausnahmefall mehr, sondern ein fester Bestandteil der Medienberichterstattung.[53]
Der von der UNESCO in ihrer Deklaration von 1976 geforderte freie Austausch von Informationen („free flow of information“)[54] ist, wie sich unter anderem in der hier vorgestellten Analyse gezeigt hat, eine fast nicht einlösbare Forderung, da beispielsweise die Auslandsberichterstattung von diversen Faktoren abhängig ist, bei denen sowohl äußere Umstände als auch Persönlichkeiten und Einstellungen der Korrespondenten eine gewichtige Rolle spielen. Die Gegenüberstellung in der Analyse der Zeitungsartikel der Journalisten Rüb und Rathfelder hat gezeigt, wie unterschiedlich Berichterstattungen über die gleichen Thematiken und Regionen verlaufen können und welche Einflussfaktoren dafür verantwortlich sind.

Doch die Frage nach Objektivität in der tagtäglichen Berichterstattung, nicht nur im Hinblick auf den Jugoslawienkonflikt, bleibt weiterhin bestehen. Laut Definition bezeichnet der Begriff Objektivität „die Wahrheit einer Theorie, sofern ihre Aussagen der Realität ihres Gegenstandsbereichs entsprechen.“[55] Die Berichterstattung beider Korrespondenten ist von dieser Sichtweise aus in jedem Falle als objektiv anzusehen, wobei die Unterschiede in den different erlebten Realitäten der beiden Autoren zu finden sind.
Vielleicht werden die Medien dem erhobenen Anspruch nach Wahrheit und Objektivität niemals gerecht werden. Jedoch bleibt dieser Anspruch auf Dauer unabdingbar, um möglicher Voreingenommenheit und Manipulation durch kritische Beobachtung und einen differenzierten Blickwinkel vorzubeugen.

Sibylle Bauschinger ist seit dem Wintersemester 2002/2003 Studierende der Europäischen Ethnologie/Volkskunde an der Universität Augsburg mit den Nebenfächern Psychologie und Spanische Literaturwissenschaft. Im Rahmen ihrer Magisterarbeit beschäftigte sie sich mit dem Thema „Der gedruckte Krieg“. Berichterstattung über den Jugoslawienkonflikt (1993-1995) in taz und FAZ, aus der hier ein kurzer Ausschnitt vorgestellt wurde. Sie schloss ihr Studium im November diesen Jahres ab.

Anmerkungen

1 In dem hier vorliegenden Zusammenhang bezieht sich der Wahrheitsbegriff stets auf die Definition der so genannten inhaltlichen Wahrheit, die dem philosophischen Wahrheitsbegriff unterstellt ist. Dieser bezeichnet die Übereinstimmung der Erkenntnis mit ihrem Gegenstand. Vgl. http://www.wissen.de/wde/generator/wissen/ressorts/bildung/index,page=1269664.html (15.05.07).

2 vgl. Roegele, Otto B.: Plädoyer für publizistische Verantwortung. Journalismus Band 39. Konstanz 2000. S. 161.

3 vgl. Weischenberg, Siegfried: Journalistik 1. Band 1. Opladen 1992. S. 60.

4 Das Projekt "Verluste der Bevölkerung von 1992 - 1995" des Forschungs- und Dokumentationszentrums, belegte die Opferzahl für diesen Zeitraum auf 97 207, bestehend aus ca. 40 000 Zivilsten und 57 000 Soldaten. Die Gesamtzahl könnte noch um weitere 10 000 ansteigen, so der Teamleiter Mirsad Todak. 83 % der getöteten Zivilisten waren laut den veröffentlichten Angaben Bosniaken (Muslime). Vgl. hierzu Küppers, Bernhard: Neue Zahlen zum Bosnienkrieg. Süddeutsche Zeitung vom 23./24.06.2007. S. 8.

5 vgl. Galtung, Johan: Kriegsbilder und Bilder von Frieden. In: Das erste Opfer eines Krieges ist die Wahrheit. Hrsg. von Jörg Calließ. Loccumer Protokolle 69/95. Kirchliche Verwal-

tungsstelle Loccum 1997. S.87.

6 vgl. Höpken, Wolfgang: Gewalt auf dem Balkan. In: Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika. Hrsg. von Wolfgang Höpken. Köln/ Weimar/ Wien 2001. S. 72.

7 vgl. ebd. S. 73.

8 vgl. Brock, Peter: Dateline Yugoslavia: The Partisan Press. In: Foreign Policy Nr. 93 (Winter 1993-94). S 152-172 und Beham, Mira: Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik. 2. Auflage. München 1996. S. 207.

9 Der 1962 geborene Matthias Rüb studierte in Berlin und Paris und arbeitete schon zu dieser Zeit an Übersetzungen sowie Buchkritiken für Zeitungen, Zeitschriften und den Rundfunk. Seit er 1989 eine Hospitanz bei der FAZ absolviert hatte, ist er fester Mitarbeiter der Zeitung. Rüb übernahm im Juni 1993 den Posten als Südosteuropakorrespondent. Im Zuge dieser Tätigkeit bereiste er Kroatien, Bosnien sowie in die Vojvodina und Montenegro. Seine Berichterstattung führte ihn aber ebenso nach Serbien, wobei jene Aufenthalte ausschließlich Belgrad zum Ziel hatten. Seit Mitte 2002 ist Matthias Rüb ständiger Korrespondent der FAZ in Washington und bearbeitet die Themen über die Vereinigten Staaten, Kanada, Mexiko und die Karibik. Vgl. http://www.faz.net/s/RubD87FF48828064DAA974C2FF3CC5F6867/Doc~E7D07772E0F2A4525A9D2BF5B8F4F1602~ATpl~Ecommon~Scontent~AOrd~EA4648D1ABD3A4CCC9429D6FAA8058CE3.html (15.03.07) sowie Richter, Simone (1998): S. 244 und S. 121.

10 Der 1947 geborene Erich Rathfelder begann zu Beginn der 80er Jahre als Redakteur für das Auslandsressort der taz zu schreiben. 1991 hielt er es für eine persönliche Pflicht in das Gebiet des ehemaligen Jugoslawien zu reisen und von dort aus nicht nur für die taz, sondern auch für andere Zeitungen wie z.B. die Stuttgarter Zeitung, Tagesanzeiger, Die Presse & Hannoversche Allgemeine zu berichten. Seit 1992 lebt er fast ununterbrochen auf dem Balkan und deckte in seiner Berichterstattung das gesamte Kriegsgebiet ab. Allerdings blieb fast durchgehend die Einreise während der Jahre 1993-1995 die Einreise nach Serbien auf Grund von zu kritischem Journalismus von der serbischen Regierung verwehrt. Er lebt bis heute in Sarajewo und arbeitet als freier Journalist für die taz und unterschiedliche andere Zeitungen. Vgl. Richter, Simone (1998): S. 123ff.

11 vgl. Schubert, Klaus: Politikfeldanalyse - Eine Einführung. Opladen 1991. S. 41.

12 Mayering, Philipp: Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Hrsg. von Philipp Mayering u. Michaela Gläser-Zikuda. Weinheim/Basel 2005. S. 7.

13 vgl. ebenda. S. 8.

14 vgl. ebd. S. 10.

15 vgl. Böhm, Elisabeth: Der Zeitungsvergleich. Hrsg. von ZIS, Zeitung in der Schule. 2. aktualisierte Auflage. 2005. S. 17.

16 Hierbei wurden aus der Datenvielfalt der im Untersuchungszeitraum veröffentlichten Artikel diejenigen ausgesucht, welche in Veröffentlichungsdatum und Thematik des Jugoslawienkonfliktes Übereinstimmungen erzielt hatten.

17 vgl. Gläser, Jochen u. Laudel, Grit: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. Wiesbaden 2006. S. 193.

18 vgl. ebenda. S. 193f.

19 vgl. ebd. S. 194ff.

20 Es ergaben sich 115 relevante von Erich Rathfelder für die taz und 116 von Matthias Rüb verfasste Artikel für die FAZ.

21 vgl. Interview mit Verfasserin vom 10.06.07.

22 vgl. Linden, Peter: Wie Texte wirken. Anleitung zu Analyse journalistischer Sprache. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Berlin 2000. S. 19.

23 vgl. Beham, Mira: Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik. 2. Auflage. München 1996. S. 235.

24 zitiert in: Weischenberg, Siegfried: Nachrichten-Journalismus. Wiesbaden 2001. S. 9.

25 Richter, Simone (1998). S. 123ff.

26 vgl. Interview mit Verfasserin vom 05.05.07.

27 vgl. ebenda.

28 vgl. ebd.

29 vgl. ebd.

30 siehe ebd.

31 siehe ebd.

32 vgl. ebd.

33 siehe ebd.

34 siehe ebd.

35 vgl. ebd.

36 vgl. Richter, Simone (1998). S. 124f.

37 siehe Interview mit Verfasserin vom 10.06.07.

38 Mit dieser Art von Visum konnte sich die betreffende Person bis zu drei Tagen im Land aufhalten und musste lediglich an einem anderen Grenzübergang wieder ausreisen. Viele der Kollegen kannten diese Möglichkeit der Einreise nach Serbien nicht, was Matthias Rüb in einigen Fällen einen Wettbewerbsvorteil ermöglichte. Vgl. ebd.

39 vgl. Interview mit der Verfasserin vom 05.05.07.

40 vgl. ebd.

41 Während einer Pressekonferenz war ihm die Antwort auf seine Frage verweigert worden, da sie von dem zuständigen UN-Pressesprecher als "dumm" bezeichnet worden war. Siehe ebd.

42 vgl. Interview mit der Verfasserin vom 10.06.07.

43 siehe ebd.

44 vgl. ebd.

45 Geprägt haben diesen u. a. der Publizist Klaus Bittermann, und besonders der österreichische Schriftsteller Peter Handke.

46 Allerdings muss hier eingewendet werden, dass sich Erich Rathfelder selbst fast nur mit bosnischen Gebieten beschäftigt hat, wodurch sein hier geäußerter Vorwurf entkräftet werden kann. vgl. Interview mit der Verfasserin vom 05.05.07.

47 vgl. ebenda.

48 vgl. ebd.

49 siehe ebd.

50 vgl. ebd.

51 Unmittelbarer Vorgänger in dem Ressort war der langjährige Korrespondent und Balkanexperte Victor Meier gewesen. Der damalige Mitherausgeber Johann-Georg Reißmüller hatte ebenfalls über einen längeren Zeitraum als Korrespondent von Belgrad aus berichtet.

52 vgl. Interview mit der Verfasserin vom 10.06.07.

53 vgl. Knott-Wolf, Brigitte: Zwischen Sensationsmache und Propaganda. In: "Sagt die Wahrheit: Die bringen uns um!" Zur Rolle der Medien in Krisen und Kriegen. Hrsg. von Deutsche Welle. Red.: Oliver Zöllner. DW Schriftenreihe Band 3. Berlin 2001. S. 22f.

54 vgl. Mediendeklaration der UNESCO (1976). Zitiert in: Becker, Jörg: Medien im Krieg. In: Medien zwischen Krieg und Frieden. Hrsg. von Ulrich Albrecht u. Jörg Becker. 1. Auflage. Baden-Baden 2002. S. 13.

55 Vgl. Microsoft: Encarta. Enzyklopädie Professional: "Objektivität". 2005.

Literatur

BEHAM, Mira: Kriegstrommeln. Medien, Krieg und Politik. München 1996.

BÖHM, Elisabeth: Der Zeitungsvergleich. Hrsg. von ZIS, Zeitung in der Schule. 2005.

BROCK, Peter: Dateline Yugoslavia: The Partisan Press. In: FOREIGN POLICY Nr. 93 (Winter 1993-94). S. 152-172.

GALTUNG, Johan: Kriegsbilder und Bilder von Frieden. In: Das erste Opfer eines Krieges ist die Wahrheit. Hrsg. von Jörg Calließ. Loccumer Protokolle 69/95. Kirchliche Verwaltungsstelle Loccum 1997. S. 81-92

GLÄSER, Jochen u. LAUDEL, Grit: Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen. Wiesbaden 2006.

HÖPKEN, Wolfgang: Gewalt auf dem Balkan, In: Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und Lateinamerika. Hrsg. von Wolfgang Höpken. Köln, Weimar, Wien 2001.

KNOTT-WOLF, Brigitte: Zwischen Sensationsmache und Propaganda. In: "Sagt die Wahrheit: Die bringen uns um!" Zur Rolle der Medien in Krisen und Kriegen. Hrsg. von Deutsche Welle. Red.: Oliver Zöllner. DW Schriftenreihe Band 3. Berlin 2001. S. 15-26.

KÜPPERS, Bernhard: Neue Zahlen zum Bosnienkrieg. In: Süddeutsche Zeitung vom 23./

24.06.2007. S. 8.

LINDEN, Peter: Wie Texte wirken. Anleitung zur Analyse journalistischer Sprache. Berlin 2000.

MAYERING, Philipp: Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung und der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse. Hrsg. von Philipp Mayering u. Michaela Gläser-Zikuda. Weinheim/Basel 2005. S. 7-19

MICROSOFT: Encarta. Enzyklopädie Professional. 2005.

RICHTER, Simone: Journalisten zwischen den Fronten. Kriegsberichterstattung am Beispiel Jugoslawien. Opladen/Wiesbaden 1999.

ROEGELE, Otto B.: "Plädoyer für publizistische Verantwortung". Journalismus Bd. 39. Konstanz 2000.

SCHUBERT, Klaus: Politikfeldanalyse - Eine Einführung. Opladen 1991.

WEISCHENBERG, Siegfried: Journalistik. Band 1. Opladen 1992.

WEISCHENBERG, Siegfried: Nachrichten-Journalismus. Wiesbaden 2001.

http://www.faz.net/s/RubD87FF48828064DAA974C2FF3CC5F6867/Doc~E7D07772E0F2A4525A9D2BF5B8F4F1602~ATpl~Ecommon~Scontent~AOrd~EA4648D1ABD3A4CCC9429D6FAA 8058CE3.html

http://www.wissen.de/wde/generator/wissen/ressorts/bildung/index,page=1269664.html (15.05.07)

Sun City

Rentnersiedlungen in den USA – ein Modell für die Zukunft?

von Kristina Würz

Sun City ist Teil einer gesellschaftlichen Entwicklung, die noch nicht abgeschlossen zu sein scheint. Diese Entwicklung hat zu großen demografischen Veränderungen in der amerikanischen Gesellschaft und in der westlichen Welt überhaupt geführt. Einer der markantesten Aspekte ist dabei der seit Beginn des 20. Jahrhunderts zu beobachtende zahlenmäßige Anstieg des älteren Bevölkerungsteils.

Die demografische Entwicklung in den USA und das Phänomen der „sunbelt migration"

Einem Bericht der amerikanischen Zensus-Behörde zufolge waren im Jahr 2000 von den 281,4 Millionen US-Amerikanern 35 Millionen 65 Jahre und älter. Zehn Jahre zuvor waren noch 31,2 Millionen Personen in dieser Altersgruppe, was einem zahlenmäßigen Wachstum von 12% entspricht. Unter Berücksichtigung eines Anstiegs der Gesamtbevölkerung um 13,2% jedoch lag der Anteil dieser so genannten „alten" Bevölkerung („older population") relativ konstant bei 12,6 bzw. 12,4%.[1] Dieser leichte Rückgang ist auf die relativ niedrigen Geburtenzahlen in den 20er und 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts, der Zeit der Großen Depression, zurückzuführen. Mit dem Erreichen des Rentenalters der Baby Boom-Generation, also der geburtenstarken Jahrgänge der Nachkriegszeit (1946-64), ist ab dem Jahr 2011 allerdings ein explosionsartiger Anstieg dieser Bevölkerungsgruppe zu erwarten. Schätzungen zufolge wird sich die Zahl der „Alten" bis zum Jahr 2030 auf 71,5 Millionen Menschen verdoppelt haben, sodass jeder fünfte US-Amerikaner 65 Jahre oder älter sein wird.[2] Im Gegensatz dazu war im Segment der „sehr alten" Bevölkerung („oldest old population"), also die über 85jährigen, bereits in den vergangenen Jahren ein überproportionales Wachstum zu beobachten: Es verzeichnete einen Anstieg um 38%, von 3,1 Millionen im Jahr 1990 auf 4,2 Millionen im Jahr 2000, was einem Anteil an der alten Bevölke-

rung von 12% entspricht.[3] Auf Grund der steigenden Lebenserwartung in allen ethnischen Gruppen ist außerdem eine immer stärkere ethnische Diversifizierung der Menschen im Rentenalter zu beobachten.[4]
Es muss allerdings berücksichtigt werden, dass zwischen den einzelnen Bundesstaaten zum Teil erhebliche Unterschiede in Bezug auf die Altersstruktur bestehen. Zwar wuchs im Zeitraum 1990-2000 die Zahl der älteren Menschen in allen Staaten, die Wachstumsquoten rangierten aber zwischen Extremen wie 1% in Rhode Island im Osten der USA und 72% im Wüstenstaat Nevada. Auch Arizona, der Bundesstaat, der die in dieser Arbeit behandelte Seniorenstadt Sun City beherbergt, hatte mit 39% einen recht großen Anstieg dieses Bevölkerungssegments zu verzeichnen.[5] Für diese Überalterung sind vor allem zwei Faktoren verantwortlich: zum einen der Wegzug der jüngeren Bevölkerung, vor allem aus den ländlichen Regionen des Mittleren Westens, zum anderen der Zuzug älterer Menschen, insbesondere von Rentnern. Ziel dieser Wanderungsbewegung waren bzw. sind vorwiegend die im Westen und Süden des Landes gelegenen 15 Sonnenstaaten, die sich durch ganzjährig mildes Klima auszeichnen und daher unter dem Begriff „sunbelt" zusammengefasst und gegen die restlichen 33 Staaten, die den so genannten „snowbelt" bilden, abgegrenzt werden.[6] „Diese, seit dem Zweiten Weltkrieg festzustellende, überdurchschnittliche Bevölkerungszunahme [...] wird seit den späten 60er Jahren unter dem Begriff „Sunbelt-Migration" zusammengefasst und diskutiert."[7] Dennoch ist zu beachten, dass – von Florida einmal abgesehen – die Staaten des Mittleren Westens und Nordostens insgesamt einen höheren Anteil über 65jähriger und damit einen immensen Vorrat an potentiellen Ruhestandsmigranten aufweisen: „While southern states are regarded as retirement magnets, states in the Northeast and Midwest have among the largest proportional share of the elderly."[8] Auf Grund des kontinuierlichen Anstiegs der absoluten Zahl und des relativen Anteils älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung der USA ist auch für die Zukunft von einer weiteren Zunahme der Rentner-Migration in den „sunbelt" auszugehen.
Neben den „traditionellen" Migrationszentren, beispielsweise den Küsten Floridas und der kalifornischen Südküste, entstanden im Laufe der Zeit auch in anderen klimatisch begünstigten Gebieten so genannte Seniorensiedlungen („retirement communities", „retirement villages").[9]

Diese werden oftmals auch unter dem Gattungsnamen „Sun Cities“ zusammengefasst. Daraus lässt sich schließen, dass die Stadt Sun City in Arizona, die das Zentrum des Interesses dieser Arbeit darstellt, durchaus prototypischen Charakter und Vorbildfunktion für die zahlreichen, zu späteren Zeitpunkten entstandenen Rentnersiedlungen hat. Wegen ihrer Größe und örtlichen Besonderheiten mag sie zwar kein Musterbeispiel für diesen Siedlungstyp sein, auf Grund ihrer Eigenschaft als erste und bis heute größte Rentnerstadt – der USA und weltweit – erscheint sie jedoch besonders untersuchungswürdig.
Ziel dieser Untersuchung ist es, sowohl das Phänomen der Seniorenstädte im Allgemeinen zu durchleuchten als auch verschiedene Facetten des Lebens in Sun City, Arizona, zu analysieren. Am Ende der Betrachtung steht die Frage der Alterstrennung versus Altersintegration: Ist die Segregation älterer Menschen in solchen Siedlungen ein Modell für die Zukunft oder bloß ein Beispiel findigen Unternehmertums, eine scheinbar Realität gewordene Utopie, die nichts mit den tatsächlichen Bedürfnissen alter Menschen zu tun hat? Oder sind diese Siedlungen am Ende, wie von manchen Gesellschaftskritikern behauptet, nichts weiter als „Rentnerghettos“ und damit ein bequemer Weg, die Alten aus dem Blickfeld unserer nach Jugend strebenden Gesellschaft zu entfernen?

Das Phänomen der Rentnerstädte – Vorläufer, Voraussetzungen und Entwicklungsgeschichte

Auch wenn Sun City eine Pionierstellung in ihrer Eigenschaft als geplante Rentnerstadt einnimmt, so ist die Entstehung der „resort- and retirement towns“ keineswegs eine Entwicklung, die erst mit ihrer Gründung in den 60er Jahren ihren Anfang genommen hat. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts und besonders in den 30er Jahren hatten einige Städte an der kalifornischen Pazifikküste die Funktion von Fremdenverkehrsorten mit einer steigenden Anzahl von Pensionären übernommen, so beispielsweise San Diego und Santa Barbara. „Diese Städte waren jedoch gewachsene Orte, die ursprünglich ganz andere Funktionen (Hafen, spanische Garnison, etc.) besaßen.“[10] Demgegenüber völlig neu tauchte in den 50er Jahren in Florida ein Siedlungskonzept auf, das nur auf eine bestimmte Konsumentengruppe – vorwie-

gend Rentner der gehobenen und mittleren Einkommensschichten – ausgerichtet war. Erstmals wurden hier ältere Menschen als soziale Gruppe im geschlossenen Siedlungsverband fassbar. Diese als „retirement villages“ vermarkteten Siedlungen verfügten aber keineswegs immer über eine altengerechte Infrastruktur. Dazu ein Kommentar von Webber und Osterbind aus dem Jahr 1961:

> „A retirement village financed by an entrepreneur is by no means so clear-cut a concept. Proper use of the term "retirement" in such circumstances is a matter of definition. There are by now literally thousands of entrepreneur-financed housing projects in the state of Florida, and the rapid increase of retirees moving to Florida has produced a relatively high age level among the inhabitants of most of these projects. Consequently, it has come to be regarded as good business to advertise any housing project as a retirement village, even though there may not be a single detail in which such projects differ from their neighbors except in the judgment of the advertising manager.“[11]

Insgesamt sind die Entstehung von Rentnerstädten „im großen Stil“, und damit auch das Phänomen der Ruhestandswanderung, vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen der Zeit zu betrachten – dem Wandel der Vereinigten Staaten vom Agrar- zum Industriestaat. Noch Mitte des 19. Jahrhunderts existierte das Konzept des Ruhestands praktisch nicht. Mit Beginn der Industrialisierung, zunehmendem Wohlstand und den damit einhergehenden verbesserten hygienischen Verhältnissen und medizinischer Versorgung stieg die Lebenserwartung innerhalb weniger Jahrzehnte rasch an.[12] Etablieren konnte sich die Rente als Institution schließlich in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts: Im Jahre 1935 wurde die staatliche Rentenversicherung (Social Security) eingeführt und das Renteneintrittsalter auf 65 Jahre festgesetzt.[13]

Infolgedessen hatten die alten Menschen nun nicht bloß die Zeit, sondern auch die nötigen finanziellen Mittel, auch wenn sie meist recht bescheiden waren, um ihren Lebensabend ohne Arbeit oder Zuerwerb zu genießen, ohne für die Familie eine Belastung darzustellen. Dass die Gesellschaft dementsprechend begann, den Ruhestand als Institution zu akzeptieren, machte es den Rentnern freilich leichter, ihre neu gewonnene Freiheit zu genießen:

> „[S]ociety began to accept the concept that people could voluntarily stop working when they became older without becoming a financial burden. Social roles emerged for retired people. Attitudes toward retirement gradually evolved, and now retirement is viewed as an acceptable and expected life transition.“[14]

Heute liegt die durchschnittliche Lebenserwartung der US-amerikanischen Bevölkerung bei knapp 77 Jahren: Frauen werden 79,5 Jahre alt, Männer durchschnittlich 74,1 Jahre. Auch wenn die USA im Vergleich zu Deutschland und anderen Industrienationen ein relativ „junges“ Land sind,[15] so ist auch hier derselbe demografische Trend zu beobachten: Es gibt immer mehr Alte, und die Alten werden immer älter.
Nicht unbedeutend in diesem Zusammenhang ist überdies der oft so betitelte „Zerfall der Dreigenerationenfamilie“.[16] Man darf jedoch nicht vergessen, dass es oftmals die Alten sind, die es vorziehen, einen von den Kindern unabhängigen Haushalt zu führen, oft auch, um ihnen nicht zur Last zu fallen. Eine typische Aussage ist folgende: „Our children have their own life and we don't want them to worry about us.“[17] Dennoch kann von einer größeren geografischen Distanz zwischen Eltern und erwachsenen Kindern nicht unbedingt auf eine erhöhte emotionale Distanz geschlossen werden. Dafür spricht das weit verbreitete Phänomen der „return migration“, das heißt die Rückkehr an einen Ort, wo Verwandte leben bzw. den Ort, an dem man geboren wurde. Dieser Migrationsstrom macht mehr als ein Fünftel aller interstaatlichen Umzüge der über 65jährigen Amerikaner aus. Die alten Rückwanderer werden allgemein als „assistance-seeking movers“ charakterisiert und stehen den „amenity-seeking movers“ gegenüber, den „jungen Alten“ Abwanderern, die meist kurz nach dem Ausscheiden aus dem Erwerbsleben ihren Wohnsitz in eine angenehmere und mit möglichst großem Angebot an Freizeiteinrichtungen ausgestatteten Umgebung verlagern („Ruhesitzwanderung“[18]). Da die Rückwanderer insgesamt älter, in körperlich schlechterer Verfassung und eher alleinstehend sind, ist davon auszugehen, dass sie zurückkommen, um Unterstützung und Pflege bei ihren Angehörigen, vor allem den erwachsenen Kindern, zu suchen („netzwerkorientierte Wanderung“[19]).[20]
Während also die immobilen Rentner insgesamt älter, körperlich eingeschränkter und ärmer sind, zählen die Migranten eher zu den „jungen

Alten“, sind wohlhabender, fitter und besser gebildet. Außerdem ist bei ihnen der Anteil der weißen Bevölkerung höher als unter Nicht-Migranten, ebenso die Zahl der Verheirateten.[21] Dementsprechend unterschiedlich sind die sozioökonomischen wie demografischen Voraussetzungen der am Ort gealterten Bevölkerung und der mobilen Rentner. Wie im Laufe dieser Untersuchung aufgezeigt wird, schlägt sich dies auch in der Charakteristik der Einwohnerschaft von Sun City nieder.

Sun City, Arizona – Beispiel einer geplanten Seniorenstadt

Geschichte

Wie bereits im vorhergehenden Abschnitt beschrieben, gab es schon vor der Gründung von Sun City eine Reihe von Rentnersiedlungen in den verschiedensten Gegenden der Vereinigten Staaten. Neu hingegen war hier, dass es sich bei Sun City weder um einen Ort handelte, dessen Bevölkerungsstruktur sich durch den Zuzug von Rentnern verändert hatte, noch um eine Ruhestandssiedlung für die Mitglieder einer bestimmten religiösen oder sozialen Gruppierung.
Del E. Webb, ein Bauunternehmer aus Phoenix, erkannte, dass es angesichts der steigenden Zahl von – durchaus auch wohlhabenden – Rentnern einen gewaltigen Markt zu erschließen galt. Ende der 50er Jahre erwarb seine Firma, die Del E. Webb Development Corporation, eine 8.000 Hektar große Baumwollplantage 40 Kilometer nordwestlich von Phoenix, Arizona. Inmitten der Wüste sollte mit Sun City Amerikas erste „active adult community“ entstehen. Erleichtert wurde dieses groß angelegte Projekt durch eine Reihe von Gesetzen, allen voran den Housing Act von 1956, mittels derer die amerikanische Regierung den Wohnungsbau, insbesondere für ältere Menschen, unterstützt.[22] Um den Erfolg des gesamten Unternehmens nicht dem Zufall zu überlassen, ließ Webb in den Jahren 1958/59 in Florida, wo es ja bereits alterssegregierte Gemeinschaftssiedlungen gab, zur Erkundung des dortigen Rentnerlebens und der spezifischen Bedürfnisse dieser Bevölkerungsgruppe eingehende Untersuchungen durchführen. Sonne, Aktivitäten, Geselligkeit hieß das Ergebnis; außerdem sollte die geplante Siedlung ausschließlich

alten Menschen vorbehalten sein.[23]
Webb war sich bewusst, dass der Erfolg seines Projektes zu einem nicht geringen Teil von der Vermarktung desselben abhängig sein würde. So wurde eine landesweite Anzeigenkampagne ins Leben gerufen, die den amerikanischen Rentnern die Häuser nicht als bloße Immobilie verkaufen sollte, sondern als einen kompletten „new way of life for the old".[24] Überdies legten die Werbestrategen großen Wert auf die Personalisierung des Werbefeldzuges: alles sollte ganz so aussehen, als ob Webb sich ganz persönlich um das Wohl der Rentner sorgen und für sie bauen würde: „He never lost touch with the individual residents."[25] Zur Namensfindung ist auf der Homepage des Sun City Visitors Center zu lesen:

> „The community didn't get its name until about a month prior to its Jan. 1 grand opening. [...] A nationwide contest was held to name the community and, as legend has it, Del Webb himself selected the winning name after seeing it among the thousands of entries."[26]

Ganz zufällig scheint die Wahl allerdings nicht auf diesen, das Konzept von „sun and fun" umschreibenden, Namen gefallen zu sein:

> „'Sunbelt' und auch 'Sun City' sind in der Öffentlichkeit positiv besetzte Bezeichnungen, die ihre Wirksamkeit dadurch erzielen, daß sie den Negativ-Images wie 'frostbelt' oder milder formuliert 'snowbelt' gegenübergestellt werden. 'Sonnig' gilt als werbewirksames Attribut, das sowohl mit 'aufstrebend, modern und wachstumsorientiert' wie auch mit 'Freizeit' und 'angenehmem Lebensstil' verbunden ist."[27]

Dementsprechend wurde bei der Stadtplanung von Anfang an Wert auf eine freizeitorientierte Infrastruktur gelegt. Noch bevor das erste Haus verkauft wurde, erstellte man zunächst einen Golfplatz, ein Freizeitzentrum, ein Einkaufszentrum sowie fünf Modellhäuser und ein Motel. Noch heute betont die Webb Corporation, dass mit dem Eröffnungswochenende am 1. Januar 1960 eine einzigartige Erfolgsgeschichte begann: über 100.000 Besucher wurden gezählt und 237 Häuser verkauft, innerhalb des ersten Jahres ganze 2.000 – zunächst war man von einem Absatz von 1.700 Wohneinheiten innerhalb der ersten drei Jahre ausgegangen. Dank der landesweiten Berichterstattung und der Mundpropa-

ganda der Einwohner wurde Sun City zum Selbstläufer. Im Jahr 1978 zählte die Stadt knapp 43.000 Einwohner und stieß damit an ihre Grenzen, weshalb die Anzeigenkampagne und der Bau neuer Häuser schließlich eingestellt wurden. In der Zwischenzeit waren u.a. ein städtisches Krankenhaus, ein Freiluft-Amphitheater, ein Kino und vier weitere Freizeitzentren gebaut worden.[28]

Erstaunlich ist, dass es trotz des Konzeptes der Altersexklusivität anfangs noch keine entsprechenden Bestimmungen gab. Zwar verkaufte die Corporation von Beginn an Immobilien nur an Personen über 50 Jahre; der Weiterverkauf wurde jedoch nicht weiter kontrolliert. Die Initiative ging schließlich von der Bevölkerung selbst aus: „Nach und nach wurden von den Nachbarschaften in diese Richtung gehende Beschlüsse gefasst, und seit 1984 sind die Restriktionen auf das gesamte Gemeindeterritorium ausgedehnt."[29] Der Erfolg des Unternehmens veranlasste die Del Webb Corporation dazu, weitere Städte nach dem Modell von Sun City zu bauen. So entstanden nach und nach insgesamt 14 Schwesterstädte in den Staaten Arizona, Nevada, Kalifornien, Texas, Illinois und South Carolina. In direkter Nachbarschaft zum Prototyp wurde 1978 mit dem Bau von Sun City West begonnen, das heute 31.000 Einwohner zählt. Alle anderen Siedlungen blieben allerdings hinter den Erwartungen zurück.[30]

Für die Aufrechterhaltung der konstanten Einwohnerzahl einer Altensiedlung ist naturgemäß die stete Zuwanderung neuer Ruheständler notwendig. Da diese im Falle von Sun City nach 20 Jahren des „retirement boom" stark zurückging, schrumpfte die Bevölkerung bis zum Jahr 1986 auf 38.000 Einwohner; 1.700 Häuser standen leer. Man erkannte, dass das Konzept von „sun and fun" kaum ausreichend war, um weiterhin Käufer für die Immobilien anzulocken – zu groß war inzwischen die Konkurrenz durch Rentnersiedlungen anderer Träger im ganzen Land. Außerdem sind auch aktive Rentner nicht gegen Krankheit und damit einhergehende Pflegebedürftigkeit gefeit. Um dem finanziellen Ruin zu entgehen, sollten weitere Anreize für einen Umzug nach Sun City geschaffen werden, indem die Infrastruktur den Bedürfnissen vor allem der älteren und schwächeren Bewohner angepasst wurde. Noch im selben Jahr wurde mit dem Sun Valley Lodge das erste Altenheim der Stadt eröffnet, weitere Pflegeeinrichtungen wie ein Alzheimerzentrum und eine

Altentagesstätte folgten.[31] Darüber hinaus wurde eine neue Anzeigenkampagne ins Leben gerufen, und um Besuchern und Interessenten einen Anlaufpunkt in der Stadt zu bieten, gründete man ein Besucherinformationszentrum, das – zum größten Teil durch Spenden finanziert – heute pro Jahr etwa 3.000 Anfragen erhält und bearbeitet.[32] Auch wenn Sun City heute, fast 50 Jahre nach seiner Gründung, noch immer die größte und wohl bekannteste Seniorensiedlung der Vereinigten Staaten ist, so war der Einfluss der marketingstrategischen Bemühungen auf die Einwohnerzahl eher bescheiden: im Jahr 2000 zählte die Stadt 38.309 Einwohner.[33]

Sun City heute

Wie gestaltet sich das alltägliche Leben in einer Seniorensiedlung? Wer sind die Bewohner und wo kommen sie her? Was bewegt einen frisch gebackenen Rentner zu der Entscheidung, seinen Lebensabend fernab der Familie in einer künstlichen Welt und nur unter Altersgenossen verbringen zu wollen? Diese und weitere Fragen sollen im Laufe der folgenden Kapitel behandelt werden, so auch die Frage nach Problemen in Verbindung mit Alter, Krankheit und Tod, vor denen auch die scheinbar heile Welt in einer Senioren-Oase nicht schützen kann.

Die Einwohner

Auf der Internetseite des Sun City Visitors Center wird die Stadt folgendermaßen vorgestellt: „Sun City is the country's first and largest adult community designed specifically for active retirees."[34] Dieses Konzept des freizeitorientierten Ruhestandes und des „leisurely lifestyle" spiegelt sich auch in der Charakteristik der Einwohnerschaft Sun Cities wider, die sich, wenn auch nicht ausschließlich, aus „aktiven" Rentnern zusammensetzt. Da es sich ja um eine „retirement community" handelt, herrschen strenge Regeln in Bezug auf die Zugangsberechtigung: Mindestens ein Mitglied eines jeden Haushaltes muss 55 Jahre oder älter sein; Jugendlichen und Kindern unter 19 Jahren ist der permanente Aufenthalt in der Stadt untersagt.[35] Keine Richtlinie hingegen besteht hinsichtlich der Berufstätigkeit bzw. des Rentnerstatus der Bewohner: auch erwerbstäti-

ge Personen dürfen in Sun City leben.
Wenn man die Zusammensetzung der Bevölkerung Sun Cities genauer untersucht, ergibt sich ein recht, wenn auch nicht allumfassend, einheitliches Bild.[36] Erwartungsgemäß ist der Anteil der weiblichen Bevölkerung mit 58,9% höher als derjenige der Männer. Das Durchschnittsalter für Männer und Frauen liegt bei 75,0 Jahren, nur etwa 20% der Einwohner sind jünger als 65 Jahre.[37] Auch in Bezug auf die ethnische Zusammensetzung bildet die Bevölkerung von Sun City eine homogene Gruppe. 98,4% der Menschen sind weiß, ethnische Minderheiten existieren praktisch nicht.
Als Rentnerstadt mit Altersbeschränkung lebt Sun City ausschließlich vom Zuzug Fremder. Was die Herkunft der Einwohner anbelangt, so ist zu konstatieren, dass die Zahl der in den USA Geborenen in Sun City höher ist als im nationalen Durchschnitt der über 65jährigen (95,4 gegenüber 90,5%[38]). Über 90% sind allerdings aus anderen US-Bundesstaaten in die Sonnenstadt gezogen, stammen also nicht aus Arizona. Die zehn wichtigsten Herkunftsstaaten sind nach Gwosdz: Illinois, Kalifornien, Michigan, New York, Ohio, Minnesota, Wisconsin, Arizona, Colorado und Pennsylvania. Mit Ausnahme von Kalifornien und Arizona sind diese Staaten im „snowbelt“ situiert.[39]
Viele Bewohner von „retirement communities“ haben ein recht „bewegtes“ Leben hinter sich: Ihre Wohnbiografie ist, oft auf Grund ihrer beruflichen Laufbahn als Manager, Rechtsanwälte oder Ärzte, weitaus stärker durch Erfahrungen mit Wanderungen geprägt als die des amerikanischen Durchschnittsrentners. Deshalb wird ihnen die Fähigkeit zugeschrieben, sich recht schnell an ein neues Wohnumfeld zu gewöhnen und Menschen kennenzulernen.[40] Die Fluktuation der Einwohnerschaft kann als regelrecht „fliegender Wechsel“ bezeichnet werden. Von den im Jahr 2000 befragten Einwohnern waren ca. 40% innerhalb der fünf vorausgegangenen Jahre nach Sun City gezogen. Erwähnt sei an dieser Stelle, dass ein nicht geringer Teil der Einwohner – die so genannten „snowbirds“ – Sun City nur als Überwinterungsdomizil nutzt.
Was die Wohnverhältnisse betrifft, so erlaubt die Statistik folgende Einsichten: Die meisten Sun Citians führen einen eigenen Haushalt, nur 1,7% leben in Pflegeheimen oder ähnlichen Einrichtungen.[41] Die überwiegende Mehrheit der Menschen wohnt, dem amerikanischen Traum

vom Eigenheim entsprechend, in einem freistehenden Einfamilienhaus, dessen Eigentümer sie auch sind. Nur etwa 11% sind Mieter. Die durchschnittliche Haushaltsgröße beträgt 1,6 Personen; etwa die Hälfte der Haushalte bilden Ehepaare, weitere 44% der Einwohner leben allein. Da die Scheidungsrate in dieser Altersgruppe mit 6,7% recht gering ist und die wenigsten nie verheiratet waren, ist dieses Alleinsein in den meisten Fällen auf den Tod des Ehepartners zurückzuführen: knapp ein Viertel der Einwohner, darunter vor allem ältere Frauen, ist verwitwet. Über das Vorhandensein bzw. die Zahl eigener Kinder gibt der Zensus-Bericht keine Auskunft. Bultena und Wood kommen in ihrer Untersuchung von Rentnersiedlungen in Florida und Arizona jedoch zu dem Schluss, dass der Anteil der Kinderlosen in solchen „communities" mit 33% höher sei als bei der Bevölkerung, die in altersintegrierten Siedlungen lebt (etwa 20%).[42]

Hinsichtlich ihres sozioökonomischen Status' und der damit verbundenen Variablen wie Einkommen bzw. Vermögen, Bildung, Beruf u.ä. weist die Bevölkerung Sun Cities ebenfalls ein recht deutliches Profil auf. Was die schulische bzw. universitäre Ausbildung betrifft, so liegt das Niveau deutlich über dem nationalen Durchschnitt für dieses Bevölkerungssegment.[43] Damit in Verbindung steht das überdurchschnittlich hohe Einkommensniveau der Sun Citians: Das Haushaltseinkommen beträgt im Schnitt rund $32.000 pro Jahr; der nationale Vergleichswert liegt etwa $2.000 darunter.[44] Der größte Teil dieses Einkommens stammt aus der staatlichen Rente (Social Security) sowie aus der privaten Altersvorsorge und aus Ersparnissen. Alles in allem ist die Bevölkerung Sun Cities damit dem gehobenen Mittelstand zuzuordnen.[45]

Obwohl die Einwohner insgesamt also durchaus als wohlhabend charakterisiert werden können, gibt es in Sun City dennoch Menschen, die ihr Rentnerdasein nicht in aller Ruhe genießen können. Etwa 15% sind nach wie vor berufstätig, das heißt keine Rentner im strikten Sinne des Wortes. Die Armutsrate in Sun City ist im nationalen Vergleich mit 2,5% zwar recht niedrig,[46] dennoch ist die Armut – gerade im hohen Alter – ein Problem, über das auch die schöne Freizeitwelt der Stadt nicht hinwegtäuschen kann. Von einer uneingeschränkten sozialen Einheitlichkeit kann also nicht die Rede sein; sie variiert beispielsweise mit den zeitlichen Bauphasen: „[So] verwundert es nicht, daß hochbetagte Mitbürger

mit geringeren Einkommen in den früher gebauten Residenzen leben, und die jüngeren, wohlhabenderen Neuzuwanderer in die vor kurzem gebauten Wohnareale gezogen sind.“[47] Anhand dieser demografischen und sozioökonomischen Daten lässt sich dennoch ein recht detailliertes Portrait der „idealtypischen Bewohner“ von Sun City zeichnen:

> „Am Wahrscheinlichsten handelt es sich bei diesen um ein Ehepaar im Alter zwischen 65 und 70 Jahren. Ihr Herkunftsort ist eine größere Stadt im Mittleren Westen, die sie schon seit mehr als fünf Jahren gegen ein neues Domizil in Sun City eingetauscht haben, bald nach dem Ausscheiden des Mannes aus dem Berufsleben. Das Ehepaar ist Bezieher eines Einkommens, das ihnen einen hohen Lebensstandard sichert (Reisen, die Unterhaltung mindestens eines Autos, die Teilnahme an kostenaufwendigen Aktivitäten, etc.). Das Ehepaar hat erwachsene Kinder und auch schon Enkel, die aber nicht in unmittelbarer Nähe wohnen. Der Gesundheitszustand dieses Ehepaares ist schwer abzuschätzen, aber man muss bei ihnen kleinere Behinderungen oder chronische Leiden annehmen. [...] Insgesamt erlaubt der Gesundheitszustand beiden die Ausübung der meisten Freizeitaktivitäten.“[48]

Gründe für den Umzug nach Sun City[49]

Wie im Verlauf dieser Untersuchung schon mehrfach angedeutet wurde, weisen Rentnerstädte wie Sun City im Vergleich zu „normalen“, das heißt altersintegrierten Siedlungsformen, einige Besonderheiten auf. Neben der bereits erwähnten räumlichen Isolation und der relativen demografischen und sozioökonomischen Homogenität der Bevölkerung zeichnen sie sich meist auch durch ihre Lage in Regionen mit ganzjährig mildem Klima und ein breit gefächertes Freizeitangebot aus – ein „Rundumpaket“, das Rentner aus allen Landesteilen anzieht.
Was die Beweggründe für den Umzug nach Sun City betrifft, so handelt es sich meist um das Zusammenspiel verschiedener Faktoren. In seiner Mitte der 80er Jahre durchgeführten Studie, im Rahmen derer er 92 Haushalte in Sun City befragte, kommt Gwosdz zu folgender Rangfolge der Umzugsgründe:[50]

Gründe	Haushalte (in %)
Klima	45,7
Nähe zu Freunden und/oder Verwandten	41,3
Zufall	31,5
Freizeiteinrichtungen	23,9
Nähe zu den eigenen Kindern	16,3
Positives Erscheinungsbild der Stadt	15,2
Gesundheit	14,1
Ökonomische Gründe	12,0
Andere	19,6

Meist werden zwischen zwei und vier Motive angeführt, die zusammen zur Entscheidung für Sun City beigetragen haben. Die Vorzüge der „retirement communities“ bilden zusammen die so genannten „pull-Faktoren“. Allen voran ist das bereits angesprochene warme und trockene Klima zu nennen, von dem sich manch einer die Linderung seiner körperlichen Beschwerden (z.B. Arthrose, Bluthochdruck) erhofft. Damit in Verbindung steht aber wohl auch die Hoffnung auf ein rundum besseres, zufriedeneres Leben in aller Ruhe und Abgeschiedenheit vom Trubel der restlichen Welt. Dem Motto von „sun and fun“ entsprechend wünschen sich viele, ihren letzten Lebensabschnitt mit Aktivitäten zu gestalten, für die sie früher weder Zeit noch Muße hatten. Knapp ein Viertel der Haushalte führt als wichtigen Umzugsgrund das reichhaltige Freizeitangebot an, das Sun City zu bieten hat.

Nicht zu vernachlässigen ist überdies die Rolle, die Verwandte und Bekannte bei der Entscheidungsfindung spielen. Die Migrationsstudie von Gober und Zonn aus den 80er Jahren bestätigt dies: ¾ der Befragten geben an, Angehörige und/oder Freunde in Sun City, Phoenix oder einem anderen Ort in Arizona zu haben; 25% sagen, dass Freunde oder Angehörige vor ihnen nach Sun City gezogen seien. Obwohl der Anteil der Kinderlosen unter den Bewohnern Sun Citys höher ist als im nationalen Durchschnitt dieser Altersgruppe, geben immerhin 16% der Befragten an, durch den Umzug den eigenen Kindern geografisch näher gekommen zu sein.[51]

Ein weiterer positiver Aspekt der Rentnersiedlung ist die geradezu be-

stechende Sauberkeit und Ordnung, die dort vorherrscht und die – zusammen mit der niedrigen Kriminalitätsrate – als werbewirksames Attribut auch betont wird: „Sun City is one of the cleanest cities in the country and has one of the lowest crime rates.“[52] Das Bedürfnis nach Überschaubarkeit steht wohl in engem Zusammenhang mit dem gesteigerten Sicherheitsbedürfnis alter Menschen, das sich in der Homogenität und Ordnung der Stadt zu erkennen gibt; manche sehen vor allem junge Menschen als Bedrohung dieses Lebensgefühls an.[53] Insofern kann der Umzug in eine Seniorenstadt wie Sun City durchaus als Rückzug von der als unüberschaubar erachteten Megagesellschaft und dem damit einhergehenden Jugendkult gedeutet werden. „Reinlichkeit scheint überdies fast ein Selbstzweck zu sein, der die manikürte Seniorenwohnwelt vom großstädtischen Schmutzdasein unterscheiden soll.“[54]

Was die finanziellen Beweggründe für den Umzug anbelangt, so ist der Status Sun Cities als „unincorporated place“ anzuführen, demzufolge es nicht den Rechtsstatus einer Stadt hat. Eine lokale Selbstverwaltung existiert nur in Form eines von den Hausbesitzern gewählten Gremiums. Die lokalen Grundsteuern, die durch dieses Gremium festgesetzt werden, liegen niedriger als in den Städten der Umgebung. Bei städtischen Diensten wie Müllabfuhr, Polizei, Feuerwehr werden die Leistungen des Kreises (Maricopa County) in Anspruch genommen; andere Aufgaben übernehmen die Einwohner im Rahmen der Freiwilligendienste selbst.[55] Die Lebenshaltungskosten sind also niedriger als andernorts, gleichzeitig hat jeder Sun Citian jedoch diverse Gebühren zu entrichten. Beim Kauf einer Immobilie innerhalb des Stadtgebiets wird eine einmalige Transfer Fee von $300 fällig sowie eine Capital Preservation Assessment Fee von $2.100. Dieses Geld wird für die Instandhaltung und Modernisierung der örtlichen Infrastruktur verwendet. Der freie Zugang zu den sieben Freizeitzentren sowie den dort angebotenen Aktivitäten kostet pro Person und Jahr $380 (Annual Assessment Fee); nicht mit eingeschlossen sind darin allerdings Gebühren für verschiedene kostenpflichtige Kursangebote, wie etwa Yoga- oder Computerkurse.[56]

Als Grund für den Umzug in die Seniorenstadt nennt mehr als die Hälfte der von Gwosdz befragten Sun Citians darüber hinaus Unzufriedenheit mit den Gegebenheiten am Herkunftsort.[57] Diese ungünstigen Lebensbedingungen werden in der Fachliteratur unter dem Begriff „push-Fakto-

ren“ zusammengefasst. Angeführt werden u.a. ungünstiges Klima, Verschlechterung des Wohnviertels, etwa durch den Zuzug ethnischer Minderheiten und die damit einhergehende Angst vor Verbrechen, Unzufriedenheit mit dem Haus auf Grund zu hoher Kosten oder zu hohen körperlichen Aufwandes für die Instandhaltung, oder schlichtweg der Mangel an seniorengerechter Infrastruktur. Eher selten wird allerdings das Vorhandensein von Kindern und Jugendlichen in der Nachbarschaft als störend empfunden.[58]

Auffallend ist, dass äußerst selten der ausdrückliche Wunsch geäußert wird, in einer alterssegregierten Umgebung zu leben. Eine genauere Betrachtung der Aussagen lässt allerdings darauf schließen, dass viele Faktoren, die sich aus der Alterstrennung ergeben, durchaus positiv auf die Entscheidung für eine Seniorenstadt eingewirkt haben. Zum einen werden mit der Segregation einhergehende Begleiterscheinungen wie Ruhe und Ordnung als erstrebenswert empfunden. Andererseits sind sich die Rentner wohl darüber im Klaren, dass ihnen auf Grund der demografischen wie sozialökonomischen Homogenität der Einwohnerschaft mehr Möglichkeiten für soziale Kontakte zur Verfügung stehen als in altersintegrierten Siedlungen.[59]

Mit dem Umzug in eine Stadt wie Sun City ist wohl auch die Hoffnung auf das Leben inmitten einer Gemeinschaft verbunden, die gegen das gemeinsame Schicksal – das Alter(n) – ankämpft. Viele rechnen mit gegenseitiger Unterstützung im Krankheitsfall und anderen Krisensituationen. Dies bestätigen die Aussagen der von Gwosdz befragten Sun Citians über die größtenteils positiven Nachbarschaftsbeziehungen sowie die zahlreichen freiwilligen Hilfsorganisationen, in denen sich die Einwohner für die Bedürftigen, Alten und Kranken engagieren.[60] Dennoch gewinnt man anhand der Aussagen den Eindruck, dass insgesamt „das Konzept einer Rentnersiedlung (sprich: aktive Freizeitgestaltung, Alterstrennung) eine vergleichsweise geringe Rolle spielt“[61] und es sich bei den Beweggründen vielmehr um ein Konglomerat von Einzelaspekten handelt.

Leben in Sun City

Nicht nur auf Grund der spezifischen Altersstruktur ist das Leben in Sun

City anders als in generationsübergreifenden Siedlungen. Unterschiede liegen in den Besonderheiten der städtischen Infrastruktur, vor allem des breiten Angebotes an Freizeitaktivitäten, aber auch in den Beziehungen der Einwohner untereinander. Trotz des Ideals eines „leisurely lifestyle“, das die Stadt verkörpert, sind Krankheit und Tod allgegenwärtige Bedrohungen für diese scheinbar heile Rentnerwelt. Wie gehen die Menschen in Sun City mit derartigen Problemen um? Kann das Konzept Seniorensiedlung ihnen den Lebensabend bieten, den sie sich erhofft haben? Auf diese und weitere Fragen soll im folgenden Abschnitt eingegangen werden.

Infrastruktur und Freizeitwelt

Die kommunale Infrastruktur Sun Cities ist vorwiegend auf Freizeitbetätigung, Kulturangebote, Gesundheitsversorgung und Alltagsdienstleistungen ausgerichtet mit dem Ziel, bestmöglich den Bedürfnissen der „active adults“ gerecht zu werden. Es liegt in der Natur einer Rentnersiedlung, dass bei der Planung von vorneherein auf die Ansiedlung von Industrie, und damit Arbeitsplätzen, verzichtet wurde. Dennoch kann man die Stadt im Sinne der Befriedigung der alltäglichen Bedürfnisse als relativ eigenständig betrachten; es gibt alles, was man zum Leben braucht: „Sun City has it all.“[62]
Eine "aktive" Rentnersiedlung wie Sun City, die Vitalität zu ihrem Hauptmerkmal gemacht hat, räumt den sportlichen Aktivitäten naturgemäß großen Raum ein. So findet man im Stadtgebiet sieben Freizeitzentren (Recreation Centers) und elf Golfplätze, die jederzeit gut besucht sind. Das Spektrum an Möglichkeiten zur körperlichen Ertüchtigung reicht von Wassergymnastik über Squaredance bis hin zu Trendsportarten wie Rollerskating und Nordic Walking. Darüber hinaus gibt es in den Zentren Werkstätten mit Profi-Einrichtungen für handwerkliche Tätigkeiten aller Art (Töpfern, Seidenmalerei, Holz- und Metallarbeiten usw.). Die zwei künstlich angelegten Seen bieten ideale Voraussetzungen zum Angeln und für kleinere Bootsausflüge. Was das kulturelle Angebot betrifft, so findet man in Sun City diverse Museen, zwei Bibliotheken, ein Theater sowie den Sun Bowl, ein Freiluft-Amphitheater, in dem regelmäßig Konzerte stattfinden. Während sich diese Einrichtungen recht großer

Beliebtheit erfreuen, musste das einzige Kino auf Grund von Besuchermangel im Jahr 1990 seine Pforten schließen.[63] Seit 1986 verfügt Sun City über die erste Seniorenuniversität der USA, einem Ableger der Arizona State University, sowie über eine Volkshochschule (Rio Salado Community College). Das Kursangebot umfasst sowohl den Bereich Lebenszufriedenheit und erfolgreiches Altern (z.B. Being Single in a Couples World) sowie Gesundheitsthemen (z.B. Understanding Dementia and Alzheimer's Disease), betont aber auch den Aspekt lebenslangen Lernens durch Computer- und Sprachkurse.[64] Der musisch begabte Sun Citian hat überdies die Wahl zwischen der Betätigung in einer Big Band, einem Kammerorchester sowie mehreren Chören. Insgesamt zählt Sun City mehr als 130 Vereine und Gruppierungen. Um nicht den Überblick über die zahlreichen Aktivitäten zu verlieren, ist für alle Einwohner ein monatlich erscheinender Veranstaltungskalender (Sun View) erhältlich; auch verfügt die Gemeinde mit der Daily News-Sun über eine eigene Zeitung sowie einen Fernsehsender.[65]

Wie bereits im Überblick über die Geschichte Sun Cities erwähnt, kam es Mitte der 80er Jahre zu einem Umdenken hinsichtlich der Gesundheitsversorgung. Bereits 1969 war mit dem Bau des Boswell Memorial Hospital begonnen worden. Im Laufe der Jahre wurde das Angebot an Pflegeeinrichtungen ständig erweitert, um die Sun Citians auch im hohen Alter ihren Bedürfnissen entsprechend versorgen zu können. Neben zahlreichen niedergelassenen Ärzten mit Schwerpunkt Herz-, Gefäßkrankheiten und Orthopädie verfügt die Stadt heute über ein weiteres Krankenhaus sowie etwa 20 kleinere medizinische Einrichtungen. Das Angebot umfasst Spezialzentren für Demenzkranke (Specialty Care), Alten- und Pflegeheime (Skilled Nursing Facilities, Complete Skilled Care), aber auch neuere Modelle wie betreutes Wohnen (Assisted Living) und Senioren-WGs.[66] Den sich verändernden Pflegebedürfnissen entsprechend kann der Bewohner auch zusätzliche Dienste in Anspruch nehmen, etwa den Transportservice des Roten Kreuzes oder des Sun City Area Transit, Essen auf Rädern oder einen Lieferdienst für Medikamente. Hilfestellung für Tätigkeiten im Haushalt bieten, zusätzlich zur weit verbreiteten Nachbarschaftshilfe, Organisationen wie der Sun Health Personal Care Service. Diese werden zwar tatkräftig von Freiwilligen aus der Bevölkerung unterstützt, dennoch müssen die Leistun-

gen vom Patienten meist aus eigener Tasche bezahlt werden.[67] Gratis, da durch Spenden finanziert, ist hingegen der Sunshine Service, wo Utensilien aller Art (Krücken, Rollstühle, aber auch Gästebetten für Besucher, Kindersitze und Spielsachen) ausgeliehen werden können.[68]
In seiner Untersuchung über die Gesundheit der Bevölkerung Sun Cities kommt Gwosdz zu dem Ergebnis, dass jeder Einwohner im Schnitt drei verschiedene Leiden hat, allen voran Herz-Kreislauf-Beschwerden und Arthrose. Allerdings scheinen die meisten Krankheiten nicht so einschränkend zu sein, dass sie die Patienten daran hindern, Arbeiten im Haushalt und Einkäufe selbst zu verrichten. „Über 90% der Befragten können diese Aufgaben ohne fremde Hilfe ausüben."[69] Dementsprechend niedrig ist der Anteil derer, die tatsächlich in einer der genannten Einrichtungen leben (1,7%).[70] Zu berücksichtigen ist hier jedoch die Tatsache, dass mit zunehmendem Alter die Wahrscheinlichkeit einer schwerwiegenderen Behinderung zunimmt.
Durchaus als seniorengerecht kann man die baulichen Besonderheiten der Häuser in Sun City bezeichnen. Standardmäßig sind sie mit niedrigen Lichtschaltern und Sicherheitshandgriffen in den meisten Räumen ausgestattet. Da die Gebäude fast ausschließlich eingeschossig sind, gibt es keine behindernden Stufen; auch die Hauseingänge sind ebenerdig. Insgesamt sind die Immobilien recht großzügig angelegt, breite Türrahmen, die auch einem Rollstuhlfahrer nicht den Weg versperren, sind Standard. Niedrige Bordkanten finden sich in allen Straßen der Stadt. Allerdings verweisen manche Autoren auf den Umstand, dass, aller bewohnerfreundlichen Anlagen und Einrichtungen zum Trotz, die Menschen in der Regel auf das Auto angewiesen sind. Wer keinen Pkw besitzt (7,7% der Einwohner)[71] oder selbst keinen Wagen mehr fahren kann, habe Schwierigkeiten, äußere Lebensanforderungen zu bewältigen und die Unterhaltungsangebote wahrzunehmen. Gerade in den Vierteln, in denen die ältesten Bewohner leben, sei dies der Fall; Zurückgezogenheit und Isolation seien die Folge.[72] Die meisten Sun Citians sind dennoch recht mobil; das meist genutzte und beliebteste Fortbewegungsmittel ist das „golf cart" (siehe Abb. 1).
Trotz der Betonung aller Individualität („There is a home in Sun City to meet every need and lifestyle")[73] ist die städtebauliche und architektonische Gleichförmigkeit nicht zu übersehen (siehe Abb. 2). Die Grundstük-

Abb. 1: Golf cart, beliebtes Fortbewegungsmittel in Sun City

ke der Eigenheime sind zum Wüstengarten umgestaltet („desert landscaping"), das heißt sie werden mit Trockenheit tolerierenden Gewächsen bepflanzt; der Boden ist mit erdfarbenem Kies bestreut („desert lawn"). Neben den klimatischen Voraussetzungen hat dies für die oftmals nicht mehr ganz so agilen Senioren den Vorteil, dass praktisch keine Gartenarbeit verrichtet werden muss: „Um den Garten zu 'pflegen', wird beispielsweise die Kiesstreuung mit einem tragbaren Staubsauger von Streulaub gesäubert."[74]

Ingesamt kann man also sagen, dass bei der Gestaltung von Sun City als Wohn- und Lebenswelt die Bedürfnisse älterer Menschen durchaus berücksichtigt wurden. Negativ anzumerken ist allerdings der Umstand,

dass viele der angebotenen Dienstleistungen zwar theoretisch jedem Einwohner zur Verfügung stehen, oft aber in der Praxis wegen der damit verbundenen zusätzlichen Kosten kaum erschwinglich sind. Denn obwohl die Sun Citians überwiegend wohlhabend sind, so können doch viele – gerade im hohen Alter, wenn die Ersparnisse aufgebraucht sind und die Kosten für die Gesundheitsversorgung steigen – nicht mehr an dem breit gefächerten Freizeitprogramm teilnehmen, geschweige denn sich die Hilfestellung durch die verschiedenen Services leisten. Bezeichnend dafür ist die Tatsache, dass von den 4,6% der Einwohner, die unterhalb der Armutsgrenze leben, nur etwa 0,3% der Altersgruppe unter 65 Jahre angehören.[75]

Freiwilligenorganisationen, soziale Interaktion und „keep busy"-Mentalität

Neben dem Konzept der „aktiven" Seniorensiedlung versteht sich Sun City als Ort, an dem freiwilliges Engagement von Seiten der Bevölkerung groß geschrieben wird: „Sun City has always been 'the City of Volunteers'. Volunteering is vital to the success of our community."[76] So betont man auch immer wieder, dass es in der Vergangenheit meist die Bürger selbst gewesen seien, die sich im Falle des Fehlens einer Einrichtung selbst geholfen und etwas Entsprechendes auf die Beine gestellt hätten.

In der langen Reihe von Freiwilligenorganisationen sind insbesondere zwei Einrichtungen hervorzuheben: die Interfaith Community Care (gegründet 1981) und die Sheriff's Posse (gegründet 1973). Erstere hat es sich zur Aufgabe gemacht, den alten und kranken Einwohnern Sun Cities durch diverse Pflegedienste ein relativ unabhängiges Leben im eigenen Heim und damit ein würdevolles Altern zu ermöglichen. Das Team besteht aus rund 400 Freiwilligen sowie 110 Angestellten; die angebotenen Dienste reichen von Botengängen, Einkaufsdiensten und Hilfe im Haushalt bis hin zu Gesprächsgruppen und Altentagesstätten, die zur Entlastung der Angehörigen beitragen sollen. Trotz aller ehrenamtlichen Hilfe ist das Programm auf Spenden angewiesen, und oft muss auch von Seiten der Dienstleistungsempfänger eine private Zuzahlung geleistet werden.

Dem Aspekt der Sicherheit wird in Sun City große Bedeutung beigemes-

sen, weshalb man eine eigene Anti-Kriminalitäts-Truppe aufgestellt hat, die sich Sheriff's Posse nennt. Etwa 200 uniformierte Freiwillige fahren in Tag- und Nachtschichten Patrouille und sorgen für Recht und Ordnung. Zu den Aufgaben gehört ferner der „vacation-“ bzw. „funeral watch“; während die Bewohner auf Reisen sind oder eine Beerdigung besuchen, bewacht der Polizeitrupp das Haus. Da zur Finanzierung keine öffentlichen Gelder zur Verfügung stehen, ist man auch hier wiederum auf Spenden seitens der Bevölkerung angewiesen.[77]
Das soziale Engagement der Einwohner erstreckt sich weiterhin auch auf den religiösen Bereich. Fast alle Glaubensrichtungen sind in Sun City vertreten, etwa 30 Kirchen und Synagogen sind über das Stadtgebiet verteilt.[78] Viele Sun Citians machen sich außerdem in den verschiedenen medizinischen Einrichtungen nützlich, bieten Kurse in den Freizeitzentren an, oft unter Einsatz beruflicher Kenntnisse, oder engagieren sich in der Hausaufgabenbetreuung in Schulen der Umgebung.[79]
Im Allgemeinen kann man wohl davon ausgehen, dass die jüngeren Einwohner von Seniorenstädten wie Sun City den aktiveren Teil der Bevöl-

Abb. 2: Architektonische Gleichförmigkeit in Sun City

kerung ausmachen. Gerade bei den hoch aktiven Einwohnern gewinnt man jedoch zum Teil den Eindruck, dass es sich um eine willkürliche Auswahl der Aktivitäten handelt, wonach das Ausüben möglichst vieler Freizeitbeschäftigungen die Rolle des bloßen Zeitfüllens übernimmt, also Quantität statt Qualität, Geschäftigkeit statt wirklicher Beschäftigung gesucht wird: „[E]xactly what one does to keep busy is secondary to the fact that one purportedly *is* busy".[80] Diese Philosophie des „keep busy" korreliert mit dem von vielen Befragten geäußerten Gefühl, keine Zeit zu haben sowie dem Wunsch, die verbleibende Lebenszeit so gut wie möglich auszunutzen. Statt der großen Freiheit bringt das Rentnerdasein für viele Sun Citians den großen Freizeit-Stress. In einer auf Produktivität ausgerichteten Welt („work ethic") versuchen sie, durch eine möglichst bedeutungsvoll gestaltete Freizeit eine Rechtfertigung für ihre neue Rolle als Ruheständler zu finden: „[R]etirement is morally managed and legitimated on a day-to-day basis in part by an ethic that esteems leisure that is earnest, occupied and filled with activity – a 'busy ethic'."[81]
Gerade das ehrenamtliche Engagement kann allerdings auch im Kontext des Rollenverlustes durch den Eintritt in den Ruhestand gesehen werden und der damit verbundenen Suche nach einer neuen Aufgabe, einem neuen Sinn im Leben.
Wohl ist dieses soziale Engagement oft auch durch das Wissen um die eigene Vergänglichkeit motiviert. Viele hoffen, ebenso von anderen gepflegt und umsorgt zu werden, wenn sie selbst einmal nicht mehr allein zurecht kommen. Auffällig ist darüber hinaus, dass viele Aktivitäten, auch die Alltagstätigkeiten, unter dem Aspekt der Geselligkeit verrichtet werden.[82] Auch der tägliche Einkauf im Supermarkt gewinnt somit Freizeitcharakter. Auf Grund der relativen Homogenität der Bevölkerung in alterssegregierten Siedlungen ist das Angebot an potentiellen Freunden und Bekannten freilich größer als in generationsübergreifenden Gemeinschaften. Die Einwohner befinden sich in der gleichen Lebensphase, teilen Erfahrungen, Interessen und Bedürfnisse. Da man unter sich ist, gibt es keinen gesamtgesellschaftlichen Zwang, sich unbedingt wie ein Rentner verhalten zu müssen. Manch einer fühlt sich gar in die Kindheit zurückversetzt: „Living here is like being a kid all over again."[83]
Auch wenn man davon ausgehen kann, dass die meisten Sun Citians ein

recht reges Sozialleben haben, so gibt es doch nicht wenige, die sich über die Oberflächlichkeit der Beziehungen beklagen. Andere wiederum scheinen sich mit diesem Umstand recht gut arrangiert zu haben. Ein Bewohner meint, er habe sich hier geistig zur Ruhe gesetzt: „Du weißt, das ist alles oberflächlich, aber du brauchst ja nicht darüber nachzudenken. [...] Engeren Kontakt zu anderen Bewohnern habe ich nicht. Aber wenn ich einsam bin, kann ich mir irgendjemanden schnappen und belangloses Zeug reden."[84] Verständlich wird diese Angst vor zu enger Bindung vor dem Hintergrund der allgegenwärtigen Bedrohung des Todes. Um nicht zu sehr von dem Verlust enger Freunde getroffen zu werden, vermeiden manche die Entwicklung zu großer Intimität wohl ganz bewusst. Dieses Verhalten kann somit durchaus als eine Art Selbstschutz interpretiert werden.[85]

Probleme und Einstellung zum Tod

Nach außen wirken Siedlungen wie Sun City relativ geschlossen und sorgenfrei. Doch selbst diese perfekte Freizeitwelt kann die mit dem Altern verbundenen Probleme nicht ausblenden, vor denen manch einer zu flüchten versucht. Andererseits zeigt es sich auch, dass die gefürchteten Zukunftsaspekte nicht blind verdrängt werden, sondern man bemüht ist, sich innerlich auf den Tod vorzubereiten. Dies dokumentiert sowohl die Einstellung zum Alter, die oft das Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit anzeigt, als auch das Interesse an Nachbarschaftshilfe oder Freiwilligen-Organisationen.
Auch wenn der Rückzug aus der Gesellschaft gerade im hohen Alter der Disengagement-Theorie von Cumming/Henry[86] zufolge einen natürlichen und normalen Prozess darstellt, so ist doch gerade unter den Hochbetagten die Gefahr der Isolation gegeben. Weitere Problemgruppen sind allgemein eher die alleinstehenden, kinderlosen, wenig kontaktfreudigen und kranken Einwohner von alterssegregierten Siedlungen wie Sun City. Allein aus der fehlenden Präsenz der eigenen Kinder, welche normalerweise die primäre „reference group" alter Menschen darstellen, ergibt sich für viele ein Problem, das sie im Vorfeld des Umzuges wohl nicht bedacht hatten. Die These, dass Freunde und Nachbarn in alterssegregierten Siedlungen quasi Ersatz oder Ausgleich für die fehlen-

den Beziehungen zu den eigenen Kindern sein könnten, erweist sich auch in einer Studie von Rosow als Fehlschluss.[87]
Gerade Frauen berichten immer wieder, wie sehr sie Kinder und Enkel vermissen, aber auch der mangelnde Kontakt mit der Jugend allgemein wird manchmal beklagt. Zwar äußern sich wenige ausdrücklich zu diesem Thema, und oft werden „die positiven Seiten der Generationentrennung herausgestrichen. Allerdings scheint das Kommunikationsbedürfnis größer zu sein als zugegeben. Das wird ersichtlich am Interesse selbst flüchtiger Begegnungen mit jungen Menschen, sei es in Einkaufszentren oder anderswo.“[88] Andere wiederum betonen, dass sie zwar durchaus ein gutes Verhältnis zu ihren Kindern und Enkeln haben und regelmäßig mit ihnen telefonieren, dass es ihnen aber genüge, gerade wenn sie weiter weg wohnen, sie ein- bis zweimal im Jahr zu sehen.[89] In vielen Fällen kann man jedoch davon ausgehen, dass bereits vor dem Umzug der Eltern eine räumliche Trennung vom Nachwuchs bestand, sodass sich in Bezug auf die Kontaktintensität keine großen Änderungen ergaben.[90]
Die Haltung zu Alter, Krankheit und Tod der Menschen in Sun City weist verschiedene Aspekte auf. Angesichts der exzessiven Freizeitbeschäftigung gewinnt man den Eindruck, manche Einwohner wollten dem Tod davonlaufen oder ihm durch körperliche Ertüchtigung zumindest so lange wie möglich entgehen. Gleichzeitig soll die verbleibende Lebenszeit natürlich so gut und angenehm wie möglich genutzt werden.[91] Dieser „aktiven“ Verdrängung steht die Tatsache gegenüber, dass Krankheit und Tod alltägliche Gesprächsthemen sind, denen die Sun Citians keineswegs immer mit Bedrückung begegnen. Dass man Sun City als ‘God's waiting room’[92] bezeichnet, lässt den makabren Humor der Senioren in Bezug auf dieses Thema erkennen. Man steht dem Tod realistisch gegenüber und ist sich darüber im Klaren, dass er nun einmal zum Leben dazugehört sowie, dass man hier wohl seine letzte Ruhestätte finden wird. „We know we are only going to leave here in one of two ways – a casket or an ambulance.“[93]
Wie bereits erwähnt, schlägt sich dieses Bewusstsein der eigenen Vergänglichkeit auch in dem ehrenamtlichen Engagement für die bedürftigen Mitbürger nieder. Gerade den Bewohnern einer Rentnerstadt wie Sun City dürfte es angesichts der überall sichtbaren Einrichtungen für Behin-

derte (Parkplätze, Toiletten, stufenlose Eingänge etc.) und der Präsenz alter Menschen im Stadtbild schwer fallen, bestimmte Aspekte des Todes zu ignorieren oder zu leugnen. Es muss aber betont werden, dass gerade die sehr Alten und Gebrechlichen kaum in Erscheinung treten, zum einen auf Grund der oftmals eingeschränkten Beweglichkeit und daher Hausgebundenheit, andererseits wegen der bereits angesprochenen Tendenz zur „return migration" im Krankheitsfall.
Von offizieller Seite legt man diesbezüglich scheinbar großen Wert auf Diskretion. Zwar ist der Friedhof (Memorial Park) recht zentral im Stadtgebiet gelegen, doch Leichen- oder Krankenwagen fallen im Stadtbild kaum auf.[94] Auch öffentliche Formen der Trauer sind bei den meisten Bewohnern nicht erwünscht, weshalb Menschen in Trauerkleidung oder Friedhofsbesucher ein seltener Anblick sind. Gwosdz interpretiert dieses Verhalten derart, dass dem Tod in Sun City einfach keine große Bedeutung beigemessen werde.[95] Meines Erachtens handelt es sich – aller entgegen gerichteten Beteuerungen zum Trotz – hierbei jedoch um eine Form der Verdrängung.

Alterstrennung – Utopie oder Modell für die Zukunft?

Da Sun City von den meisten aus freien Stücken als Altersruhesitz ausgewählt wurde, scheint für den Einzelnen das Motiv zu fehlen, das Leben in dieser Siedlung grundsätzlich in Frage zu stellen. Auffällig ist jedoch, so bemerkt Gwosdz im Zuge seiner Interviews, dass Außenstehende von den Einwohnern oftmals ungefragt zu hören bekommen, wie glücklich sie doch seien. „Vielleicht erklärt dies auch die oft unsichere oder defensive Haltung so mancher Sun Citians zur allgemeinen Kritik der Rentnersiedlungen seitens der amerikanischen Öffentlichkeit, die den Bewohnern bewusst zu sein scheint."[96] Die getroffenen Aussagen müssen jedoch auch unter Einbeziehung der Neigung betrachtet werden, „Handlungsvollzügen im Nachhinein einen Sinn zu geben, sie als positive Entscheidungen zu beschreiben, um kognitive Dissonanzen zu reduzieren"[97] – gerade dann, wenn man mit dem einen oder anderen Aspekt des Lebens in einer solchen Siedlung unzufrieden ist.
In der Tat wurde und wird das Konzept der räumlichen Alterstrennung in der amerikanischen Gesellschaft kontrovers diskutiert. Sozialkritiker

wie Lewis Mumford beklagten bereits in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts die Verdrängung der Alten in das gesellschaftliche Abseits und argumentierten für generationsübergreifende Siedlungsformen, von der alle Altersgruppen profitieren würden. Außerdem entspreche eine altersintegrierte Siedlung dem Bedürfnis der Alten nach bedeutungsvollen Aktivitäten, nicht bloßen Hobbies, weitaus besser als eine geplante Siedlung oder Institution.[98] An anderer Stelle wird der Trend, die Alten in derartige „Ghettos" abzuschieben, gar als „gesellschaftliche Krankheit" deklariert. Diese führe zur Entstehung einer regelrechten Subkultur des Alterns, welche, auf Grund mangelnder Kommunikation zwischen den Generationen, wiederum den Aufbau gegenseitiger Vorurteile fördere.[99] So wird in der amerikanischen Öffentlichkeit der scheinbar hedonistische Lebensstil und Egoismus der Ruheständler keineswegs immer bloß belächelt, sondern oftmals auch zur Zielscheibe heftiger Kritik.[100] Innerhalb ihres Mikrokosmos allerdings erleichtert es den Sun Citians die allgemein positive Einstellung zur Freizeit, ihren Alltag den eigenen Wünschen entsprechend zu gestalten, ohne sich für die neu gewonnene Freiheit schämen zu müssen.[101] Dennoch kann man in der Ernsthaftigkeit des Freizeitverhaltens ein gewisses Streben nach Rechtfertigung des Rentnerdaseins in einer auf Produktivität ausgerichteten Gesellschaft erkennen.

Bieten Seniorenstädte wie Sun City dem Individuum nun tatsächlich mehr Möglichkeiten als herkömmliche Siedlungstypen, den letzten Lebensabschnitt erfüllend zu gestalten und damit ein erfolgreiches Altern zu gewährleisten? Was die Freizeittätigkeiten im Alter betrifft, so sollen sie u.a. zur Befriedigung folgender Bedürfnisse beitragen: Rekreation, soziale Kontakte, Gebrauchtwerden, Gestaltung und Rhythmisierung der Zeit. Wenn diese Bedürfnisse auf der individuellen Ebene erfüllt sind, so findet sich ein hoher Grad an persönlicher Zufriedenheit in Bezug auf die ausgeübten Aktivitäten, was sich wiederum in einer allgemein hohen Lebensqualität niederschlägt.[102] Da all diese Faktoren in einer Seniorenstadt mit extensivem Freizeitangebot gegeben sind, ist von einer hohen Zufriedenheit unter den Bewohnern auszugehen. Diesbezügliche Studien zeigen, dass die Lebenszufriedenheit („morale") bei Bewohnern von alterssegregierten Wohnformen höher ist als bei der integrierten, immobilen Kontrollgruppe. Dieses Ergebnis relativiert sich jedoch unter Ein-

beziehung verschiedener demografischer und sozioökonomischer Variablen. Die größere Zufriedenheit der Migranten kann allein schon durch die Tatsache bedingt sein, dass sie insgesamt jünger, gesünder und wohlhabender sind als die Nicht-Migranten. Dennoch liegt eine Ursache wohl auch in der erhöhten Interaktion mit Gleichaltrigen, die dem Faktor Alterssegregation zugute gehalten werden kann.[103]

Wenn man bedenkt, dass viele Alte sich unter ihresgleichen besser aufgehoben und verstanden fühlen und daher eine gewisse Distanz auch zu den eigenen Kindern bevorzugen, kann das Leben in einer Alten-Gesellschaft die Entwicklung eines verstärkten Gruppenbewusstseins fördern. Gerade wenn im hohen Alter eine sich verschlechternde Gesundheit und zunehmende Unbeweglichkeit den Aktionsradius auf die unmittelbare physische Umgebung begrenzen, kann es dementsprechend von Vorteil sein, wenn das soziale Umfeld vorwiegend aus Altersgenossen besteht. Auch wird in solchen Siedlungen dem gesteigerten Sicherheits- und Ruhebedürfnis älterer Menschen Rechnung getragen. Als Ergebnis bleibt also nur festzuhalten, dass sowohl alterssegregierte als auch altersintegrierte Siedlungen zufrieden stellend sein können, vorausgesetzt, jemand hat sich für diese Umgebung entsprechend seiner Bedürfnisse und Präferenzen entschieden.

Probleme ergeben sich allerdings, wenn man erst nach dem Umzug feststellt, dass das Leben in einer Seniorensiedlung nicht den im Vorfeld gehegten Erwartungen entspricht. Zwar betonen die Sun Citians immer wieder, dass man ja in die Heimat zurückkehren könne, wenn es einem in Sun City nicht gefalle. Gerade den sehr Alten, Kranken und oft Kinderlosen, deren Ersparnisse aufgebraucht sind und die nur eine kleine Rente beziehen, bleibt diese Option jedoch oftmals verwehrt. Insgesamt ist die vermeintliche Homogenität der Bevölkerung Sun Citys also nicht in vollem Umfang gegeben. Diese benachteiligte Gruppe steht den jungen, erst kürzlich in den Ruhestand eingetretenen und (noch) recht aktiven Ehepaaren gegenüber, die das Freizeitprogramm voll auskosten können und damit die Zielgruppe des Konzepts einer „active adult community“ darstellen.

Viele sehen Ruhelosigkeit und Mobilität als Lebensprinzipien der amerikanischen Gesellschaft an. In Bezug auf ältere Menschen ist dies – gerade im Vergleich zu Europa – in der Tat zutreffend: Amerikanische Senioren

ziehen dreimal so häufig um wie ihre deutschen Altersgenossen, und auch die zurückgelegten Distanzen sind größer.[104] Was die Ausmaße des Phänomens der „retirement communities“ und die Zahl der in ihnen untergebrachten Senioren betrifft, so mangelt es allerdings an exakten Daten. Alles in allem ist davon auszugehen, dass nur ein geringer Teil der Senioren mit Eintritt in den Ruhestand tatsächlich den Wohnsitz verlagert und nur ein kleiner Prozentsatz der Ruhestandswanderer sich für Siedlungen vom Typ Sun Citys entscheidet. Marans et al. schätzen die Zahl der in ihnen untergebrachten Senioren auf etwa eine Million[105] – eine verschwindend geringe Minderheit angesichts des rasanten Wachstums dieser Bevölkerungsgruppe. Trotzdem haben diese Orte, allen voran Sun City, auf Grund der räumlichen Konzentration alter Menschen seit ihrer Entstehung ein großes Echo in den Medien gefunden – wohl auch, weil sie einer gewissen Kuriosität nicht entbehren.

Wie steht es aber mit der Zukunft der „sunbelt retirement communities“? Bauunternehmer wie die Del Webb Corporation haben im Laufe der Zeit erkannt, dass es nicht ausreicht, die Infrastruktur ausschließlich den Bedürfnissen der jungen und aktiven Ruheständler anzupassen. Auch wenn der Bau von Städten à la Sun City noch immer vorwiegend auf eine derartige Klientel abzielt, so ist mit den diversen Pflegeeinrichtungen ein weiterer Schritt in Richtung einer altengerechten Infrastruktur getan worden. Dennoch haben Webber und Osterbind nicht Unrecht mit ihrer Aussage, dass das primäre Interesse der Bauherren an den Rentnern im Kauf der Immobilie und der Anwerbung neuer Interessenten liege.[106]

Trotz der Anziehung neuer Einwohner durch „network recruitment“ sind Siedlungen wie Sun City ständig darum bemüht, diesen Zustrom aufrecht zu erhalten. Die Konkurrenz – in Form anderer Bauunternehmer – schläft nicht. Dennoch gehen Marans et al. davon aus, dass es wohl in Zukunft keine neuen Siedlungen im Größenmaßstab von Sun City geben wird. Stattdessen rechnen sie mit der Entstehung kleinerer Einheiten auch in Landesteilen, die außerhalb des „sunbelt“ liegen. Außerdem könnten bestehende Siedlungen, die auf Grund mangelnder Zuwanderung vom Aussterben bedroht sind, ihre Altersbestimmungen ändern, so dass sie im Laufe der Zeit zu altersintegrierten, und somit „normalen“ Siedlungen werden.[107] Auch die Del Webb Corporation hat diesen „Trend“ erkannt. Seit einigen Jahren setzt sie vermehrt auf das Konzept

der Familiy Living Communities – Siedlungen ganz ohne Altersbeschränkung.

Kristina Würz ist seit 2003 Studierende der Europäischen Ethnologie/Volkskunde sowie der Angewandten Sprachwissenschaften für Spanisch und Anglistik.

Anmerkungen

1 Vgl. Hetzel/Smith: The 65 Years and Over Population: 2000 (Census 2000 Brief), U.S. Census Bureau, Washington 2001, S. 1.

2 Vgl. http://www.agingstats.gov/chartbook2004/population.html [Stand: 28.03.2007].

3 Vgl. Hetzel/Smith, 2001, S. 2.

4 Vgl. http://www.agingstats.gov/chartbook2004/population.html [Stand: 28.03.2007].

5 Vgl. Hetzel/Smith, 2001, S. 2.

6 Vgl. Biggar: "Reassessing Elderly Sunbelt Migration", in: Research on Aging 2, 1980, S. 178.

7 Hinz/Vollmar: "Sun City West - Seniorensiedlung im Südwesten der USA", in: Die Erde 1, 1993, S. 210.

8 Himes: Elderly Americans (Population Bulletin 56/4), Washington 2001, S. 9.

9 Vgl. Hinz/Vollmar, 1993, S. 212.

10 Vgl. Nagel/Oberbeck: "Neue Formen städtischer Entwicklung im Südwesten der USA. Sonnenstädte der zweiten Generation", in: Beiträge zur Stadtgeographie I. Städte in Übersee, 1982, S. 37.

11 Webber/Osterbind, 1961, S. 3.

12 Vgl. Wiatrowski: "Changing Retirement Age. Ups and Downs", in: Monthly Labor Review, April 2001, S. 4.

13 Vgl. Neuhaus/Neuhaus: Successful Aging, New York u.a. 1982, 219ff.

14 Himes, 2001, S. 29.

15 Der Anteil der über 65-jährigen betrug im Jahr 2004 12,4%; in Deutschland waren es 18,6%, in Japan 19,0%. Vgl. Kinsella/Phillips: Global Aging: The Challenge of Success (Population Bulletin 60/1), Washington 2005, S. 7.

16 Klohn/Windhorst: Bevölkerung und Siedlung in den USA (Vechtaer Materialien zum Geographieunterricht 4), Vechta 1997, S. 167.

17 Friedrich: Altern in räumlicher Umwelt. Sozialräumliche Interaktionsmuster älterer Menschen in Deutschland und den USA, Darmstadt 1995, S. 112f.

18 Friedrich, 1995, S. 117.

19 Ebd.

20 Vgl. Serow/Charity: "Return Migration of the Elderly in the United States. Recent Trends", in: Research on Aging 10, 1988, 157ff. Siehe dazu auch die Studie von Silverstein/ Angelelli, 1998.

21 Vgl. ebd., S. 451f.

22 Vgl. Koch, 1975, S.60.

23 Vgl. www.suncityaz.org/history.htm [Stand: 28.03.2007].

24 www.suncityaz.org/history.htm [Stand: 28.03.2007].

25 www.delwebb.com /About/History [Stand: 28.03.2007].

26 www.suncityaz.org/history.htm [Stand: 28.03.2007].

27 Hinz/Vollmar, 1993, S. 209.

28 Vgl. www.suncityaz.org/Dated%20Materials/SC%20Historical%20timeline.pdf [Stand: 28.03.2007].

29 Hinz/Vollmar, 1993, S. 218.

30 Vgl. www.suncityaz.org/retirement%20value.htm [Stand : 28.03.2007].

31 Vgl. www.suncityaz.org/history.htm [Stand: 28.03.2007].

32 Vgl. www.suncityaz.org/Dated%20Materials/SC%20Historical%20timeline.pdf [Stand: 28.03.2007].

33 Vgl. http://censtats.census.gov/data/AZ/1600470320.pdf [Stand: 28.03.2007].

34 http://www.suncityaz.org/pdf/Frequently%20Asked%20Questions.pdf [Stand: 28.03.2007]

35 Dennoch wird betont, dass jüngere Freunde, Kinder und Enkel natürlich jederzeit willkommene Besucher seien; sie dürfen sich bis zu drei Monate im Jahr in der Stadt aufhalten, immer jedoch mit Besucherausweis. Vgl. http://www.delwebb.com/FAQ.aspx [Stand: 28.03.2007].

36 Soweit nicht anders vermerkt, sind die im Folgenden aufgeführten Daten dem Zensus-Bericht aus dem Jahr 2000 entnommen. Vgl. http://censtats.census.gov/data/AZ/ 1600470320.pdf [Stand: 28.03.2007].

37 Hier ist anzumerken, dass das Durchschnittsalter seit der Stadtgründung kontinuierlich angestiegen ist: im Jahr 1969 waren die Einwohner im Schnitt 67,1 Jahre alt, 1979 waren es bereits 69,1 Jahre. Gwosdz zufolge könnte dieses allmähliche Altern der Bevölkerung auch auf ein insgesamt höheres Alter der Neuzugänge zurückzuführen sein; der Einfluss der natürlichen Überalterung ist aber wohl dominant. Vgl. Gwosdz, 1983, S. 18.

38 Vgl. Gist/Hetzel, 2004, S.4.

39 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 24. Gefragt wurde nach dem jeweils letzten Wohnsitz vor dem Umzug nach Sun City.

40 Vgl. Atchley: The Social Forces in Later Life, 2. Aufl., Belmont 1977, S. 276.

41 Auf nationaler Ebene beträgt der Anteil 5,7%. Vgl. Gist/Hetzel, 2004, S. 3.

42 Vgl. Bultena/Wood: "The American Retirement Community: Bane or Blessing?", in:

Journal of Gerontology 24/2, 1969, S. 212f. (zit. nach Gwosdz, 1983, S. 171).

43 Vgl. Gist/Hetzel, 2004, S. 6.

44 Vgl. ebd., S. 8.

45 Trailer parks rekrutieren ihre Einwohnerschaft dagegen vorwiegend aus der Arbeiterschicht. Vgl. Atchley, 1977, S. 277.

46 Die landesweite Quote beträgt für die Altersgruppe der über 65-jährigen 9,9%. Vgl. Gist/Hetzel, 2004, S. 9.

47 Hinz/Vollmar, 1993, S. 218.

48 Gwosdz, 1983, S. 173.

49 Einen recht umfassenden Überblick über die Forschungsliteratur, auch in Bezug auf andere Rentnersiedlungen, bieten Marans et al., 1984, S. 58ff.

50 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 60.

51 Vgl. Gober/Zonn: The Decision-Making Process of Elderly Migration to Sun City, Az., Tempe, 1981, S. 12, 19ff., 28f. (zit. nach Gwosdz, 1983, S. 58f.).

52 http://www.suncityaz.org/pdf/Frequently%20Asked%20Questions.pdf [Stand: 8.03.2007].

53 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 71f.

54 Hinz/Vollmar, 1993, S. 217.

55 Vgl. ebd. Um sich nicht an der Schulfinanzierung beteiligen zu müssen, haben die Bewohner sogar die Grenzänderung des Schuldistriktes, zu dem sie gehörten, durchgesetzt.

56 Vgl. http://www.suncityaz.org/housing.htm [Stand: 28.03.2007].

Im Jahr 1961 betrug die Annual Assessment Fee $20, Mitte der 80er Jahre $65, im Jahr 2000 waren es bereits $130. Vgl. www.suncityaz.org/Dated%20Materials/SC% 20Historical% 20timeline.pdf [Stand: 28.03.2007].

57 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 60.

58 Vgl. Mangum: "Retirement Villages", in: Boyd/Oakes, 1973, S. 241f.

59 Auch in altersintegrierten Siedlungen ist zu beobachten, dass die Auswahl der Freunde überwiegend auf Grund ähnlicher sozialökonomischer wie demografischer Charakteristiken getroffen wird. Dies ist auch bei jüngeren Altersgruppen der Fall. Vgl. Rosow, 1967, S. 38.

60 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 91ff.

61 Ebd., S. 66.

62 http://www.suncityaz.org/housing.htm [Stand: 28.03.2007].

63 Vgl. www.suncityaz.org/Dated%20Materials/SC% 20Historical%20timeline.pdf [Stand: 28.03.2007].

64 Vgl. http://www.sunhealth.org/communityed1/index.cfm [Stand: 28.03.2007].

65 Vgl. http://www.suncityaz.org/recreation.htm [Stand: 28.03.2007].

66 Vgl. http://www.suncityaz.org/pdf/SC%20Care%20Facility%20List.pdf [Stand: 28.03.2007].

67 Vgl. http://www.sunhealth.org [Stand: 28.03.2007]. Auf der Internetseite findet sich allerdings keine genaue Auflistung der entsprechenden Kosten.

68 Vgl. http://www.suncityaz.org/pdf/Frequently%20Asked%20Questions.pdf [Stand: 28.03.2007].

69 Gwosdz, 1983, S. 28.

70 Vgl. http://censtats.census.gov/data/AZ/1600470320.pdf [Stand: 28.03.2007].

71 Vgl. http://censtats.census.gov/data/AZ/1600470320.pdf [Stand: 28.03.2007].

72 Vgl. Hinz/Vollmar, 1993, S. 220; vgl. Gober, Patricia: "The Retirement Community as a Geographical Phenomenon. The Case of Sun City, Arizona", in: Journal of Geography 84, 1985, S. 194.

73 http://www.suncityaz.org/pdf/Frequently%20Asked%20Questions.pdf [Stand: 28.03.2007].

74 Hinz/Vollmar, 1993, S. 217.

75 Vgl. http://censtats.census.gov/data/AZ/1600470320.pdf [Stand: 28.03.2007].

76 http://www.suncityaz.org/volunteers.htm [Stand: 28.03.2007].

77 http://www.suncityaz.org/History/sheriff_posse.htm [Stand: 28.03.2007].

78 Vgl. http://www.suncityaz.org/pdf/Churches%20In%20Sun%20City.pdf [Stand: 28.03.2007].

79 Vgl. Gwosdz, 1983, S. 36f.

80 Ekerdt: "The Busy Ethic. Moral Continuity Between Work and Retirement", in: Moody, 2002, S. 275.

81 Ebd., S. 273.

82 Vgl. Kondratowitz/Schmitz-Scherzer: "Über den Alltag im Alter", in: Jansen/Karl/ Radebold/ Schmitz-Scherzer, 1999, S. 498.

83 Osgood, 1982, S. 276.

84 www.stern.de/unterhaltung/fotografie/71768.html?q=sun%20city [Stand: 28.03.2007].

85 Vgl. Neuhaus/Neuhaus, 1982, S. 94.

86 Vgl. Cumming /Henry: Growing Old. The Process of Disengagement, New York 1961.

87 Vgl. Rosow, 1967, Kap.6.

88 Gwosdz, 1983, S. 69.

89 Vgl. ebd., S. 94.

90 Vgl. Law/Warnes: "The Characteristics of Retired Migrants", in: Herbert/Johnston, 1980, S. 210.

91 Vgl. Neuhaus/Neuhaus, 1982, S. 192.

92 Ebd., S. 141.

93 Osgood, 1982, S. 115.

94 Auch über die Sterberate in Sun City gibt es keine genauen Daten. Dazu schreibt Gwsodz: "Nach offiziell nicht bestätigten Schätzungen werden jährlich 9-10% der Wohneinheiten weiterverkauft. Öffentlich zugängliche Studien hierüber gibt es wohl nicht." Gwosdz, 1983, S. 143.

95 Ebd., S. 140.

96 Gwosdz, 1983, S. 78.

97 Friedrich, 1995, S. 112.

98 Mumford: "For Older People - Not Segregation But Integration", in: The Architectural Record 119, 1956, S.192ff.

99 Vgl. Golant, 1980, S. 282.

100 Vgl. Moody, 2002, S. 212.

101 Vgl. Atchley: The Sociology of Retirement, New York/Sydney/London/Toronto, 1976, S. 98.

102 Vgl. Kondratowitz/Schmitz-Scherzer, 1999, S. 501.

103 Vgl. Bultena/Wood, 1969, S. 211. (zit. nach Gwosdz, 1983, S. 172).

104 Vgl. Friedrich, 1995, S. 105. Zum Phänomen der Ruhestandsmigration in Europa siehe etwa den von Herbert/Johnston herausgegebenen Sammelband "Geography and the Urban Environment", 1980.

105 Vgl. Marans/Hunt/Vakalo, 1984, S. 87.

106 Vgl. Webber/Osterbind, 1961, S. 6.

107 Vgl. Marans/Hunt/Vakalo, 1984, S. 86ff.

Literatur

Atchley, Robert C.: The Sociology of Retirement, New York u.a. 1976.

Atchley, Robert C.: The Social Forces in Later Life, 2. Aufl., Belmont 1977.

Biggar, Jeanne C.: "Reassessing Elderly Sunbelt Migration", in: Research on Aging 2, 1980, S. 177-190.

Bultena, G./Wood, V.: "The American Retirement Community: Bane or Blessing?", in: Journal of Gerontology 24/2, 1969, zit. nach: Gwosdz, Joachim: Sun City, Arizona. Lebensstil und Lebenszufriedenheit in einer Rentnersiedlung, Univ., Diss., München 1983.

Burgess, Ernest W. (Hg.): Retirement Villages, Ann Arbor 1961.

Cumming, Elaine/Henry, William E.: Growing Old. The Process of Disengagement, New York 1961.

Ekerdt, David J.: "The Busy Ethic. Moral Continuity Between Work and Retirement", in: Moody, Harry R. (Hg.): Aging. Concepts and Controversies, 4. Aufl., Thousand Oaks u.a. 2002, S. 272-280.

Friedrich, Klaus: Altern in räumlicher Umwelt. Sozialräumliche Interaktionsmuster älterer Menschen in Deutschland und den USA, Darmstadt 1995.

Gist, Yvonne J./Hetzel, Lisa I.: We the People. Aging in the United States (Census 2000 Special Reports), U.S. Census Bureau, Washington 2004.

Gober, Patricia/Zonn, Leo E.: The Decision-Making Process of Elderly Migration to Sun City, Az., Tempe, 1980, zit. nach: Gwosdz, Joachim: Sun City, Arizona. Lebensstil und Lebenszufriedenheit in einer Rentnersiedlung, Univ., Diss., München 1983.

Gober, Patricia: "The Retirement Community as a Geographical Phenomenon. The Case of Sun City, Arizona", in: Journal of Geography 84, 1985, S. 189-198.

Golant, Stephen M.: "Locational-Environmental Perspectives on Old-Age-Segregated Residential Areas in the United States", in: Herbert, David T./Johnston, Ronald J. (Hg.): Geography and the Urban Environment. Progress in Research and Applications, Vol. 3, Chichester u.a. 1980, S. 257-294.

Gwosdz, Joachim: Sun City, Arizona. Lebensstil und Lebenszufriedenheit in einer Rentnersiedlung, Univ., Diss., München 1983.

Herbert, D.T./Johnston, R.J. (Hg.): Geography and the Urban Environment. Progress in Research and Applications, Vol. 3, Chichester u.a. 1980.

Hetzel, Lisa I./Smith Annetta: The 65 Years and Over Population: 2000 (Census 2000 Brief), U.S. Census Bureau, Washington 2001.

Himes, Christine L.: Elderly Americans (Population Bulletin 56/4), Washington 2001.

Hinz, Hans-Martin/Vollmar, Rainer: "Sun City West. Seniorensiedlung im Südwesten der USA", in: Die Erde 1, 1993, S. 209-224.

Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut/Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis, Weinheim/Basel 1999.

Klohn, W./Windhorst. H.-W.: Bevölkerung und Siedlung in den USA (Vechtaer Materialien zum Geographieunterricht 4), Vechta 1997.

Koch, Josef: Rentnerstädte in Kalifornien. Eine bevölkerungs- und sozialgeographische Untersuchung, Univ., Diss., Tübingen 1975.

Kondratowitz, Hans-Joachim von/Schmitz-Scherzer, Reinhard: "Über den Alltag im Alter", in: Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut/Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis, Weinheim/Basel 1999, S. 490-503.

Law, C.M./Warnes, A.M.: "The Characteristics of Retired Migrants", in: Herbert, David T./Johnston, Ronald J. (Hg.): Geography and the Urban Environment. Progress in Research and Applications, Vol. 3, Chichester u.a. 1980, S. 175-222.

Mangum, Wiley P.: "Retirement Villages", in: Boyd, Rosamonde/ Oakes, Charles (Hg.): Foundations of Practical Gerontology, 2. Aufl., Columbia 1973, S. 237-250.

Marans, Robert W./Hunt, Michael E./Vakalo, Kathleen L.: "Retirement Communities", in: Altman, Irwin/Lawton, M. Powell/Wohlwill, Joachim F. (Hg.): Elderly People and the Environment, New York/London 1984, S. 57-93.

Moody, Harry R. (Hg.): Aging. Concepts and Controversies, 4. Aufl., Thousand Oaks u.a. 2002.

Mumford, Lewis: "For Older People - Not Segregation But Integration", in: The Architectural Record 119, 1956, S. 191-194.

Nagel, Frank Norbert/Oberbeck, Gerhard: "Neue Formen städtischer Entwicklung im Südwesten der USA. Sonnenstädte der zweiten Generation", in: Beiträge zur Stadtgeographie I. Städte in Übersee (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 27), 1982, S. 37-70.

Neuhaus, Ruby Hart/Neuhaus, Robert Henry: Successful Aging, New York u.a. 1982.

Osgood, Nancy J.: Senior Settlers. Social Integration in Retirement Communities, New York 1982.

Rosow, Irving: Social Integration of the Aged, New York/London 1967.

Serow, William J./Charity, Douglas A.: "Return Migration of the Elderly in the United States. Recent Trends", in: Research on Aging 10, 1988, S. 155-168.

Silverstein, Merril/Angelelli, Joseph J.: "Older Parents' Expectations of Moving Closer to Their Children", in: Journal of Gerontology 53B/3, 1988, S. 153-163.

Webber, Irving L./Osterbind, Carter C.: "Types of Retirement Villages", in: Burgess, Ernest W. (Hg.): Retirement Villages, Ann Arbor 1961, S. 3-10.

Wiatrowski, William J.: "Changing Retirement Age. Ups and Downs", in: Monthly Labor Review, April 2001, S. 3-12.

Das Internetzeitalter

Privatsphäre und Öffentlichkeit im Word Wide Web

von Simon Pickl

Im Jahre 1989 wurde in Genf das World Wide Web (WWW) erfunden, eine Technologie, die es Wissenschaftlern erlauben sollte, auf einfache Art und Weise mit Kollegen zu kommunizieren und so Forschungsergebnisse auszutauschen. Es nutzte dabei die Plattform des Internets, einer digitalen Kommunikationsmöglichkeit, die aus dem 1969 entstandenen ARPANET hervorging, das ursprünglich dazu dienen sollte, die damals knappen Ressourcen an Rechenkapazität bestmöglich zu nutzen. Das WWW ermöglichte auch Laien, das Internet zu nutzen, und so dehnte sich der Anwendungsbereich des Internets zunehmend auch auf private und kommerzielle Inhalte aus.

Das Entstehen des WWW ist somit auch als Geburtsstunde des „modernen" Internets, wie wir es heute kennen, anzusehen. Es stellte ein neues Element in der Riege der damals bekannten Medien – Printmedien, Radio und Fernsehen – dar. Von diesen drei vertrauten Arten der Informationsübermittlung unterscheidet sich das Internet in einem Punkt ganz drastisch: Während in den print- und den audiovisuellen Medien der Informationsfluss nur in eine Richtung, vom Kommunikator zum Rezipienten, erfolgt, wird im Internet der Rezipient selbst zum Kommunikator, und der Kommunikator zum Rezipienten. Die Informationen fließen in beide Richtungen, man spricht von bidirektionaler Kommunikation.[1]

Dieser wesentliche Unterschied beginnt erst jetzt langsam ins Bewusstsein der Nutzer zu gelangen, schien doch in der Art der Anwendung des Internets nichts grundsätzlich Neues zu liegen: So wie man in Radio und Fernsehen verschiedene Kanäle wählte, konnte man im WWW verschiedene Seiten wählen, je nach gewünschtem Inhalt. Doch bei den audiovisuellen Medien kann der Sender nichts über die Programmwahl des Empfängers erfahren. Die Geräte zum Empfang der Programme sind und bleiben passive Empfänger und sind nicht in der Lage, selbst zu senden. Im Gegensatz dazu erfordert das Wählen einer Internetseite eine elektronische Anfrage an den Bereitsteller der

Internetverbindung sowie den Bereitsteller der Seite. Die Preisgabe der persönlichen Programmwahl stellt den primären und kleinsten Verzicht auf Privatsphäre im Internet dar, dessen sich viele Menschen bis heute nicht bewusst sind. Das gesamte Spektrum an Informationen, die unbemerkt dem Internetnutzer entrinnen, ist schwer zu ermessen. Menschen, die sich der Tatsache bewusst sind, dass sie im WWW auch Sender sind, können diese Tatsache jedoch auch nutzen, um gezielt Informationen von und über sich selbst zu verbreiten, kurz, sich anderen mitzuteilen. Diese Arbeit wird sich demnach in erster Linie mit folgenden Fragen beschäftigen: Welche persönlichen Informationen gibt ein Internetnutzer unwissentlich bzw. unfreiwillig preis und welche Informationen gibt ein Internetnutzer freiwillig bzw. absichtlich preis?

Begriffsklärung: *privacy* und informationelle Selbstbestimmung

Der englische Begriff privacy wird zunehmend auch im deutschen Sprachgebrauch verwendet, wenn auf die Belange des Privaten im Internet Bezug genommen wird. Er überschneidet, aber deckt sich nicht mit den Begriffen „Privatheit“, „Privatsphäre“ und „Datenschutz“. Eine bekannte, wenngleich für den heutigen Gebrauch weniger relevante Definition stammt von Samuel D. Warren und Louis D. Brandeis, die privacy 1890 als „The right to be left alone“[2] bezeichneten, also als das Recht, in Ruhe gelassen zu werden. Bedeutsamer für das Informationszeitalter unter dem Gesichtspunkt des Datenschutzes ist die informationelle Ausprägung von privacy, die Alan Westin 1967 folgendermaßen beschrieb: „The claim of individuals [...] to determine for themselves when, how, and to what extent information about them is communicated to others.“[3] Diese Definition deckt sich bereits weitgehend mit dem „Recht auf informationelle Selbstbestimmung“, das vom Bundesverfassungsgericht 1983 erstmals als Grundrecht behandelt wurde. Dieses Recht wurde vom Bundesverfassungsgericht beschrieben als „die Befugnis des Einzelnen, (1) selbst zu entscheiden, wann er welche persönlichen Informationen offenbaren möchte, (2) zu wissen, wer was über ihn erfahren hat und (3) grundsätzlich selbst über die Preisgabe und Verwendung persönlicher Daten zu bestimmen“.[4] Die Idee dabei ist, dass nur durch informationelle Selbstbestimmung die vollständige Freiheit des Individu-

ums gewährleistet ist. Ausschlaggebend ist dabei nicht nur eine mögliche Verwendung von Informationen in einer Weise, die dem Individuum schaden könnte, sondern schon allein ihr Bekanntwerden für nicht dafür vorgesehene Personen:

> „Zur Freiheit gehört auch Selbstbestimmung oder Autonomie, und diese kann auch dann beeinträchtigt werden, wenn die Handlungsoptionen unbeschnitten bleiben. Dies ist zumindest die Idee, die der Auffassung zugrunde liegt, dass das pure Sammeln, Speichern, Verarbeiten und Verteilen personenbezogener Daten bereits einen Schaden anrichtet – selbst dann, wenn der betreffenden Person dadurch keine weiteren Nachteile entstehen.“[5]

Eingeschränkte privacy im Internet

Vollständige informationelle Selbstbestimmung ist im Internet ebenso wenig gegeben, wie man erwarten kann, beim Einkaufen im Zentrum einer Kleinstadt nicht beim Betreten von Geschäften gesehen zu werden. Die Anonymität wie beim „zappen“ zwischen Fernsehkanälen ist beim Klicken von einer Seite zur nächsten nicht vorhanden. Die Einschränkung der informationellen Selbstbestimmung bis hin zu den Konsequenzen des „Entwischens“ persönlicher Informationen kann als Staffelung verschieden gravierender Einschnitte in die Privatsphäre und deren Reichweite für das Leben des Einzelnen dargestellt werden. An unterster Stelle steht die bloße Sichtbarkeit für Andere beim Bewegen im Netz, an oberster die Nutzbarmachung von persönlichen Daten Anderer für kriminelle Zwecke wie Betrug oder Diebstahl.

Sichtbar im Internet

Die potenzielle Sichtbarkeit für Andere im Netz beginnt mit dem Aufrufen einer Seite. Zwei Parteien sind unmittelbar in der Lage, den Surfer als Individuum innerhalb des Netzes zu identifizieren, ohne ihn jedoch einer realen Person zuordnen zu können. Der Computer des Nutzers sendet zusammen mit der Anfrage der Seite eine eindeutige IP-Adresse (eine 32-stellige Binärzahl) an den Provider der Internetverbindung, der beides zum Bereitsteller der Seite weiterleitet. Während Anbieter von In-

halten im Internet (typischerweise Inhaber einer Domain wie bspw. www.google.de) eine *statische* IP-Adresse haben, um immer am gleichen „Ort“ erreichbar zu sein, wird normalen Internetnutzern bei jedem Einwählen ins Internet eine neue, *dynamische* IP-Adresse zugewiesen.[6] Identifikation als ein und derselbe User ist also zunächst nur für die Dauer einer Internetsitzung möglich.
Obwohl die IP-Adresse keine geographischen Informationen enthält, ist es möglich, durch sie unter Zuhilfenahme einschlägiger Datenbanken die Position des Computers relativ genau, wenn auch im Einzelfall unzuverlässig, zu bestimmen.[7] Die Firma Hexasoft Development Sdn. Bhd. beispielsweise bietet mit dem Service IP2Location eine Software an, die in der Lage ist, aus einer beliebigen IP-Adresse auf Land, Region, Längen- und Breitengrad, Postleitzahl und Internetprovider zu schließen und diese Informationen dem Betreiber einer Seite über deren Besucher zugänglich zu machen.[8] Die Genauigkeit der gewonnenen Daten reicht meist aus, um die Hausnummer des Users zu bestimmen. Theoretisch ist es also jedem Betreiber einer Internetseite möglich, die Adresse, wenn auch nicht den Namen der Besucher dieser Seite zu erfahren.
Da die Postanschrift eines Internetnutzers jedoch meist eher uninteressant für Internetfirmen ist, verwenden sie oft andere Methoden, um für sie relevantere Dinge über die Besucher ihrer Seiten zu erfahren. Manche Seiten speichern so genannte *Cookies* unbemerkt auf die Festplatten ihrer Besucher, die sie auch über den Zeitraum mehrerer Sitzungen hinweg eindeutig identifizierbar machen. Mit ihrer Hilfe kann das Surfverhalten eines Users über einen längeren Zeitraum nachvollzogen werden, was meist dazu verwendet wird, gezielt Werbung, die thematisch im Zusammenhang mit den besuchten Seiten steht, auf dem Bildschirm des Surfers zu platzieren.[9] Der Internetnutzer erhält so eine transparente Online-Identität, die jedoch nicht ohne Weiteres mit seiner realen Person in Verbindung gebracht werden kann:

> „Grundsätzlich kann man zwar bemängeln, dass größtenteils vom Internet-Nutzer unbemerkt Bewegungsprofile erzeugt, vorgehalten und ausgewertet werden, was fehlt, ist jedoch die eindeutige Zuordnung zu einer existierenden Person.“[10]

Wer hat also Interesse an diesen Informationen? Für wen ist es nützlich zu wissen, welche Seiten manche Leute besuchen? Der Nutzen liegt hier ganz klar in der gezielten Platzierung von Werbung, um so Kunden besser zu erreichen. Werbung hat mehr Aussichten auf Erfolg, wenn sie bei jemandem ankommt, der sich für entsprechende Artikel interessiert. Sie ist für viele Internetseitenbetreiber die wichtigste Einnahmequelle. So finanziert sich zum Beispiel die Suchmaschine Google fast ausschließlich durch – mehr oder weniger offensichtlich auf der Seite platzierte – Werbung anderer Firmen. Werbung ist somit einer der wichtigsten finanziellen Faktoren für die Internetbranche.

Erreichbar im Internet

Cookies erlauben nur, die Werbung, die ohnehin auf dem Bildschirm auftaucht, auf die persönlichen Vorlieben des Besuchers einer Seite abzustimmen. Die Menge der Werbung ändert sich dadurch nicht, lediglich der Inhalt. Für jene, die am Vermitteln von Werbung verdienen, ist es jedoch erforderlich, so viel Werbung wie möglich zu unterzubringen. Eine Erscheinung dieser Entwicklung ist das heutzutage massenhafte Auftreten von *spammails*.[11] Sie ähneln der schon länger bekannten Werbepost, die seit geraumer Zeit in wesentlich geringerem Umfang unverlangt in den Briefkästen landet. Im Internet hat sich das Ausmaß dieses Vorgehens potenziert, da das Versenden von E-Mails im Gegensatz zu herkömmlicher Post[12] kostenlos ist. E-Mail-Adressen werden zwischen Firmen untereinander ausgetauscht und zusätzlich werden private und kommerzielle Webseiten, Forenbeiträge und andere Quellen im Internet systematisch und automatisiert nach E-Mail-Adressen durchforstet, was eine enorme Ausbeute mit sich bringt. Eine weitere Methode stellt das so genannte *name guessing* dar, bei dem bekannte Vor- und Nachnamen mit Mail-Domains kombiniert werden und so mit hoher Wahrscheinlichkeit existierende Mailadressen wie z.B. john.smith@aol.com erhalten werden. Da das Versenden von E-Mails kostenlos ist, spielt es keine Rolle, wenn E-Mails auch an nicht existierende Adressen versandt werden. Wie bei den verfolgenden *Cookies*, so ist auch hier der Bezug zu realen Personen in den meisten Fällen nicht unmittelbar möglich und auch nicht notwendig, doch das Überschütten

von E-Mail-Postfächern mit Werbemails für Penisverlängerungen und dubiose Finanzgeschäfte stellt ein nicht zu unterschätzendes Ärgernis dar, zumal das Anbringen eines Aufklebers mit der Aufschrift „Bitte keine Werbung“ am elektronischen Postfach nicht möglich ist und wohl auch nichts bringen würde. In Deutschland ist es zwar rechtlich geregelt, dass Werbe-E-Mails nur auf ausdrücklichen Wunsch des Empfängers hin verschickt werden dürfen,[13] doch die meisten *spammer* sitzen im Ausland und scheren sich wenig um deutsches Recht.
Es ist erstaunlich, welche seltsamen Blüten das Bestreben treibt, dass die spammails auch ungewollt ihren Empfänger erreichen. Viele E-Mail-Provider, daneben auch eigenständige Programme, bieten so genannte Spamfilter, die anhand von Listen von bekannten Absendern und Inhaltsanalyse versuchen, spammails aus dem Postfach auszusortieren, zumal diese mittlerweile oft die Zahl der gewünschten E-Mails übersteigen.[14] So sind beispielsweise die Wörter Viagra oder Loans typische Indikatoren für spammails. Bei den mittlerweile relativ treffsicheren Spamfiltern kann es freilich immer noch vorkommen, dass spammails nicht erkannt werden und trotzdem den Empfänger erreichen, oder dass es zu Fehlalarmen kommt, so dass eigentlich erwünschte Mails aussortiert werden. Diese nicht hundertprozentige Treffsicherheit der Spamfilter wird von spammern genutzt, um sie gezielt zu umgehen.

Verwundbar im Internet

Der Begriff „verwundbar“ bezieht sich hier auf die Möglichkeit, tatsächlichen, materiellen Schaden zu erleiden, der die Folge aus der Einschränkung oder Verletzung der Privatsphäre im Internet sein kann. Während die oben genannten Einschnitte in das Recht zur informationellen Selbstbestimmung vor allem ideellen Schaden bedeuten, so gibt es auch in einer juristischen Grauzone angesiedelte kriminelle Vorgehensweisen, die zum finanziellen Schaden eines Internetnutzers führen können.

„phishing“

Eine der verbreitetsten Ursachen für im Internet erlittenen finanziellen Schaden ist das so genannte *phishing*. Das Whitepaper des Financial Ser-

vices Technology Consortium (FSTC) zum Thema Phishing definiert es folgendermaßen:

> „Phishing is a broadly launched social engineering attack in which an electronic identity is misrepresented in an attempt to trick individuals into revealing personal credentials that can be used fraudulently against them.“[15]

Beim phishing werden meist gefälschte E-Mails und Webseiten verbreitet,[16] die den Eindruck erwecken, von einer seriösen Bank zu stammen. Oft wird dabei behauptet, aufgrund einer Software-Aktualisierung sei es notwendig, dass der Kunde seine Daten bestätigt, was den phisher in die Lage versetzt, diese Daten (in der Regel die für Transaktionen via Onlinebanking notwendigen PIN- und TAN-Nummern) zu nutzen, um Geldbeträge vom Konto des Geschädigten zu entfernen. Dies stellt ein erhebliches Eindringen wenn auch nicht in den intimsten, so doch in einen äußerst verletzlichen Bereich der Privatsphäre eines Individuums mit schwerwiegenden Folgen dar.
Die meisten phishing-Mails werden mittlerweile von Spamfiltern erkannt und aussortiert. Doch nicht jeder nutzt einen solchen Spamfilter, und „phishers are agile-as defenses are mounted, attacks are adapted to defeat counter measures.“[17] So gelangen viele phishing-Mails immer noch in die Postfächer von Internetnutzern, und viele lassen sich täuschen. Wenn man den Link anklickt, gelangt man auf eine ebenfalls gefälschte Seite, die zum Eingeben von sensiblen Daten auffordert. Obwohl Banken beim Bereitstellen dieser Daten grundsätzlich darauf hinweisen, dass sie unter keinen Umständen weitergegeben werden dürfen, auch nicht an Bankangestellte, und obwohl die Qualität der Fälschung oft zu wünschen übrig lässt, so lassen sich viele von der scheinbaren Seriosität der Seite täuschen und geben die verlangten Daten ein.
Der durch phishing entstandene Schaden belief sich für die USA im Zeitraum zwischen Mai 2004 und Mai 2005 auf geschätzte 929 Millionen Dollar bei 1,2 Millionen geschädigten Computernutzern.[18]

Geldwäsche

Als unmittelbare Konsequenz des finanziellen Betrugs mit Hilfe von phishing ist der Missbrauch von Internetnutzern zur Geldwäsche der ge-

stohlenen Geldbeträge anzusehen. Da die phisher selten vom selben Land aus operieren, in dem der Geschädigte sitzt, werden große Geldmengen von einem Land ins andere transferiert. Dies ist ein Vorgang, der normalerweise von den Banken überwacht wird und somit automatisch die Gefahr in sich birgt, entdeckt zu werden.[19] Darum wirbt der phisher (ebenfalls mit spammails) Mittelsmänner an, die das Geld in dem Glauben waschen, einen legalen Finanztransfer zu tätigen, um Steuern (legal) zu umgehen. Als Anreiz wird dabei ein nicht unerheblicher Anteil (oft 10 %) an der betreffenden Summe geboten. Der Mittelsmann sitzt im Idealfall im selben Land wie der Geschädigte. Das Geld wird mit Hilfe der gestohlenen PIN- und TAN-Nummern auf sein Konto überwiesen. Von da aus überweist der Mittelsmann das meiste davon an den phisher ins Ausland und behält den ihm zugesprochenen Anteil als Lohn. Der phisher selbst geht dadurch weitgehend kein Risiko ein, zumal oft weitere Mittelsmänner zwischengeschaltet sind. Der Mittelsmann hingegen kann im Normalfall leicht als „Täter“ des Betrugs identifiziert werden und so in Verdacht geraten, obwohl er im Glauben ist, ein legales Finanzgeschäft durchgeführt zu haben.[20] Die untenstehende E-Mail ist ein Beispiel für die Art, wie Internetnutzer für diese Art von Geldwäsche geködert werden sollen:

> „Hello!
>
> We finding Europe persons, who can Send/Receive bank wires from our sellings, from our European clients. To not pay TAXES from international transfers in Russia. We offer 10% percent from amount u receive and pay all fees, for sending funds back.Amount from 1000 euro per day. All this activity are legal in Europe.
>
> Fill this form: http://XXX.info/index.php (before filling install yahoo! messenger please or msn), you will recieve full details very quickly.
>
> Wir, europäische Personen findend, die Bankleitungen davon Senden/erhalten können unsere Verkäufe, von unseren Kunden von Deutschland. STEUERN von internationalen Übertragungen in Russland nicht zu bezahlen. Wir erhält das Prozent des Angebots 10 % vom Betrag und bezahlt alle

> Schulgelder, um Kapital zurück zu senden. Betrag von 1000 Euro pro Tag. Diese ganze Tätigkeit ist in Europa gesetzlich.
>
> Füllen Sie diese Form: http://XXX.info/index.php (bevor die Füllung Yahoo installiert! Bote bitte oder msn), Sie recieve volle Details sehr.
>
> Thank you, FINANCIE LTD."[21]

Die auffällig schlechte Sprache, sowohl im Englischen als auch in der deutschen Übersetzung, weist darauf hin, dass der Absender vermutlich im weder englisch- noch im deutschsprachigen Ausland sitzt.

Verfolgbar im Internet[22]

In einer Zeit, in der über die moralische Vertretbarkeit von Überwachungskameras an öffentlichen Plätzen, über Kriminal-, Schüler- und DNA-Datenbanken diskutiert und dabei oft der für den Staat gläserne Mensch beschworen wird, tun sich für den Staat auch Möglichkeiten auf, das Internet zur Strafverfolgung zu verwenden, wobei in einer Rasterfahndung auch zunächst nicht verdächtigte Bürger überprüft werden müssten, was bei Kritikern der Hauptargumentationspunkt ist.[23] Ein Szenario, wie dies technisch ablaufen könnte, liefert der amerikanische Rechtstheoretiker Lawrence Lessig:

> „Stelle dir einen Wurm vor, einen Computer-Code, der über Netzwerk-Verbindungen wandert, sich auf deinem Computer niederlässt und auf deiner Festplatte nach illegalen Software-Kopien sucht. Das FBI zum Beispiel könnte das Viech auf das Netz loslassen und über die Festplatten im ganzen Land schicken. Wenn der Wurm eine illegale Software-Kopie fände, würde er eine diesbezügliche Botschaft zum FBI senden. Fände er nichts Illegales, würde er sich selbst zerstören. Niemand würde einen Unterschied in der Arbeitsweise des Computers ausmachen können."[24]

Die Kritik, dass auf diese Weise Tausende von unbescholtenen Bürgern zu unrecht verdächtigt würden, wird von Befürwortern damit gekontert, dass kein Beamter Einsicht in die erhobenen Daten, außer bei positivem Alarm, bekommt, da der Wurm ja sonst keine Daten sendet und sich selbst vernichtet.

Diese Streitfrage ist jedoch sekundär zu der Frage, ob überhaupt Menschen ohne Verdachtsmoment überprüft werden dürfen, was eine besondere Brisanz bei der Frage nach der Legitimität von DNA-Speichelproben (was als Eingriff in die Privatsphäre angesehen wird) zur Verfolgung von Sexualstraftätern birgt. Nach Lessigs Argumentation stellt sich diese Frage im Internet gar nicht, denn offenbar können nach seiner Auffassung ans Internet angeschlossene Rechner nicht zur Privatsphäre gezählt werden, sondern stellen bereits einen Teil der für die Öffentlichkeit zugänglichen Seite des Besitzers dar. Dies erschließt sich aus der Äußerung Lessigs, man müsse im Cyberspace einfach damit rechnen, (unter anderem von der Regierung) beobachtet zu werden.[25] Dies deckt sich weitgehend mit einer Aussage des Präsidenten und Generalsekretärs von Sun Microsystems, Scott McNealy,[26] der behauptet, das Thema des Schutzes der Privatsphäre von Verbrauchern im Internet sei ein „Ablenkungsmanöver" („a red herring"[27]): „You have zero privacy anyway. Get over it."[28] Diese drastische Aussage ist freilich heftig diskutiert und bestritten worden,[29] kann aber als symbolhaft gelten für die Resignation, die manch einer gegenüber den Entwicklungen bekommen mag, denn die einzige Methode, einen Computer hundertprozentig vor Angriffen zu schützen, ist, ihn nicht ans Internet anzuschließen.

Zusammenfassung

Eines der Hauptprobleme in Bezug auf den Schutz der Privatsphäre im Internet ist wahrscheinlich das mangelnde Bewusstsein bei großen Teilen der Bevölkerung, wie stark man sich beim Surfen, Einkaufen und beim Erledigen von Bankgeschäften im Internet entblößt, und inwieweit andere in der Lage sind, durch das Annehmen fremder Identitäten (wie beim phishing) unverdientes Vertrauen zu erwecken. Der heimische PC, der ja in der (unverletzlichen) Wohnung auf dem Schreibtisch steht, wird als Teil der Privatsphäre wahrgenommen, mit dem man sich zwar Informationen nach Hause holen kann, wie von einem Fernseher, oder womit man „von zu Hause aus" einkaufen und kommunizieren kann, doch der entgegengesetzte Informationsfluss läuft weitgehend unbemerkt ab. Das Internet besteht letztlich nur aus den in ihm vernetzten Rechnern, also ist auch jeder Rechner ein Teil davon, ganz analog zu einer menschlichen

Gesellschaft. Das Internet ist ein öffentlicher Raum, den man erst in dem Moment verlässt, in dem man den Rechner ausschaltet. Private Festplatteninhalte, die nicht für jeden im Internet sichtbar sind, können mit einem Koffer verglichen werden, der für andere nicht einsehbar ist, den man aber nichtsdestotrotz auf Schritt und Tritt mit sich trägt. Durch List (phishing etc.) und/oder technische Hilfsmittel (Trojaner etc.) können jedoch auch diese privaten Inhalte für Andere zumindest teilweise sichtbar gemacht werden. Man möchte jemandem, der einen solchen Privatkoffer mit sich trägt, den Rat geben: „Traue niemandem! Bringe ein Kombinationsschloss an!“, was übersetzt in die Sprache des Internets bedeutet: „Traue keiner E-Mail und keiner Web-Seite, und schöpfe die technischen Möglichkeiten (Spamfilter, Firewalls, ...) aus, um deine Privatsphäre zu schützen.“

Das Internet als sozialer Raum

Wie bereits angedeutet, weist das Internet eine ähnliche Struktur wie eine menschliche Gesellschaft auf, und bildet somit eine Art Parallelgesellschaft zur physisch erlebbaren. Die Elemente sind weitgehend dieselben, nämlich wir alle. Die Verknüpfungen zwischen diesen Elementen können aber gänzlich anders aufgebaut sein als im „tatsächlichen“ Leben. Eine neue Entwicklung im Internet spiegelt eine Art Reifung oder Mündigwerdung der Nutzer wider. Es ist die Rede vom so genannten *Web 2.0*, ein Begriff, der Bezug nimmt auf die aktive und nicht wie bisher weitgehend passive Teilnahme der Internetnutzer.[30] Der bidirektionale Informationsfluss wird erfahren, ernst genommen und genutzt, eine Entwicklung, die angesichts des weiter oben erwähnten mangelnden Bewusstseins über die Bidirektionalität des Informationsflusses begrüßenswert, andererseits teilweise geradezu an Exhibitionismus zu grenzen scheint.[31] *Web 1.0* ist demnach in der Retrospektive und der Nomenklatur der Versionen von Software das ursprüngliche, weitgehend als passives Informationsmedium aufgefasste Internet, wobei „Web 2.0“ die verbesserte, erweiterte Version darstellt, sozusagen mit Multiplayerfunktion. Dabei sind zahlreiche neue Webseiten entstanden, die nur durch die Mitwirkung der einzelnen Nutzer existieren können:

> „Ihr Konzept ist völlig anders als das früherer Internet-Pioniere. Sie betrachten ihr Publikum nicht als passive ‚user', sondern als kreative, mitteilungsbedürftige Urheber und Gestalter, die sich fortwährend austauschen wollen und dabei ein bislang eher knappes, teures Gut völlig kostenlos produzieren: Inhalt. ‚User generated content' und ‚social networks' lauten deshalb die neuen Zauberworte, die Investoren und Trend-Gurus gleichermaßen elektrisieren."[32]

Die aktive Teilnahme der User am Internet äußert sich weitgehend auf drei verschiedene Arten, die im Nachfolgenden vorgestellt werden.

„*Mediasharing*"

Die bezahlte Summe bei der Übernahme von YouTube durch Google (1,65 Milliarden Dollar, umgerechnet 1,3 Milliarden Euro[33]) und das breite Medienecho ließen aufhorchen. Offenbar handelt es sich bei den Medienportalen, wie Seiten wie *YouTube* genannt werden, um eine nicht zu unterschätzende da milliardenschwere Wirtschaftssparte.
Auf Seiten wie *YouTube.com*, *Flickr.com* und vielen anderen ist es jedem Internetnutzer möglich, selbst Videos, Fotos, Audioclips oder sonstige Medieninhalte ins Internet zu stellen und so mit anderen zu „teilen". Dies ist an sich nichts Neues, doch durch die neuartige, vereinfachte Plattform erfreuen sich diese Angebote so großer Akzeptanz, dass regelmäßig die Server an ihre Grenzen gelangen und nachgerüstet werden müssen. Der Art der Inhalte sind keine Grenzen gesetzt; seien es Fotos vom Urlaub oder von der letzten Party, die man so seinen Freunden (und jedem anderen Internetnutzer auf der Welt) zugänglich macht, selbstgedrehte Blödelvideos oder Schnappschüsse á la „Pleiten, Pech und Pannen", Mitschnitte von Stellen aus Fernsehprogrammen, ganze Kinofilme oder selbst komponierte Musikstücke mit zugehörigem Videoclip. „YouTube ist ein buntes, chaotisches Panoptikum. Jeder stellt rein, was ihm gefällt, Urheberrechte spielen nur eine untergeordnete Rolle."[34] Gerade im Bereich der Popmusik haben diese Plattformen schon bewiesen, dass sie der Katalysator für wirtschaftlichen Erfolg sein können, denn Popstars wie Arctic Monkeys, Gnarles Barkley oder die deutsch-türkische Group Tekkan wurden bekannt, indem sie ihre Stücke auf Medienportalen zum freien Download einstellten.[35] Sie rutschten in den Charts der meisten

Klicks nach oben, und schließlich kam es zu Plattenverträgen und erfolgreicher kommerzieller Vermarktung, während der traditionelle Weg (das Einschicken eines Demobandes) wohl nicht denselben Effekt gehabt hätte bzw. hatte.

„Communities“ und „Blogs“

Ein Abkömmling der herkömmlichen „privaten Homepage“ sind die so genannten *Web Communities*, die es Menschen erlauben, schnell und einfach persönliche Informationen wie Bilder, Hobbies, Arbeit, Musikgeschmack oder Freundschaften ins Internet zu stellen und so anderen zugänglich zu machen. Eine wichtige Rolle spielen dabei meist "Freundschaften" genannte Beziehungen zwischen den Mitgliedern solcher *Communities*, die in ihrer Intensität von flüchtigen Internetbekanntschaften bis zu starken freundschaftlichen Banden variieren können. Die *Web Communities* stellen eine Möglichkeit dar, Teile seiner tatsächlichen Persönlichkeit ins Internet zu transportieren, bleibt die Identität des Einzelnen im Internet doch normalerweise auf im Netz relevante, meist technische Merkmale wie IP-Nummer, E-Mail-Adresse, Browserkennung oder ähnliches beschränkt. Die *Web Communities* stellen eine teilweise Abbildung der tatsächlichen Gesellschaft und ihrer Subkulturen dar. Sie werden Teil derselben, wenn sie zu realitätsrelevanten Dingen wie Kommunikation, Identifikation mit Gruppen und Selbstdarstellung verwendet werden. Auf diese Weise wird das Internet mehr und mehr von einem Informationswerkzeug zu einem Bereich, in dem sich soziales Leben abspielt. Am Anfang der Entwicklung der *Web Communities* stand *myspace.com*, das im Juli 2003 gegründet wurde und mittlerweile mehr als 180 Millionen Mitglieder hat.[36] *myspace.com* steht allen Personen, Gruppierungen und anderen Teilen der Gesellschaft offen, so dass neben „normalen Leuten“, die sich mit ihrem richtigen Namen angemeldet haben, auch einige fragwürdige Pseudonyme und „Alte Egos“ stehen, die im Internet einen Teil ihrer Persönlichkeit ausleben. „Die jungen Medien bieten ein neues Forum: Exhibitionismus – leichtgemacht. Sie können über die körperliche Beschränktheit hinaus Selbstdarstellung betreiben, ein ganz anderes Ich aufbauen.“[37] Außerdem finden sich Popgruppen, Prominente oder Interessengemeinschaften zusam-

men, die auf diese Weise mit ihren Fans und Anhängern kommunizieren. Seitdem gibt es viele weitere Variationen dieser Idee, die oft nach Sparten organisiert sind und so Subkulturen repräsentieren können, wie etwa *studivz.net*, das Studenten vorbehalten ist. Die Anmeldung mit der richtigen Identität ist hier obligatorisch, Pseudonyme sind (theoretisch) nicht erlaubt.
Einen festen Bestandteil solcher *Web Communities* stellen oft so genannte *Blogs* (von *web log*) dar, in denen Personen wie in einem Tagebuch aus ihrem Leben berichten, und „von denen einige mittlerweile publizistischen Status haben".[38] Sie sind vor allem in Gebieten mit eingeschränkter Medienfreiheit zum Umschlagplatz für Informationen geworden, die durch Presse und Rundfunk nur schwer das Land verlassen würden. Doch auch Menschen, die sich im „richtigen" Leben schwertun, sich mitzuteilen, haben in den *Blogs* ein Sprachrohr gefunden. „[...] die Schamgrenzen der Selbstdarstellung [fallen] weg", sagt der Medienwissenschaftler Norbert Bolz der Zeitschrift *Der Spiegel*. „[...] man wird selbstbewusster, man ist geschützt durch die mediale Distanz. Das ermöglicht Leuten die Selbstdarstellung, die früher viel zu schüchtern gewesen wären, um in die Öffentlichkeit zu treten."[39]

„*MMOGs*"[40]

Die Abkürzung *MMOG* steht für "Massive Multiplayer Online Game" und bezeichnet eine Art von Computerspielen, die die Eigenschaft haben, dass innerhalb eines solchen Spiels mehrere über das Internet miteinander verbundene Spieler teilnehmen und interagieren können.[41] Dabei wird im Spiel eine fiktive Welt generiert, in der sich der Spieler bewegen und handeln kann, und ihm andere Spieler als Bewohner dieser Welt erscheinen. Dies stellt eine Revolution gegenüber herkömmlichen Computerspielen dar, in denen die gesamte fiktive Welt von fiktiven Wesen „bewohnt" war. Jede Reaktion eines Bewohners war eine programmierte Reaktion des Computers. In *MMOGs*, insbesondere in *MMORPGs* („Massive Multiplayer Online Roleplaying Game"), haben sich echte Personen eine zweite Identität, die des Computerwesens, das sie steuern, „übergestülpt". Das Ergebnis ist eine fiktive Welt, bevölkert mit echten Personen. Das Computerspiel wird somit von einem Solitaire

eher zu Risiko oder Scotland Yard: Es finden echte Interaktionen statt, man kann sich Gefallen tun, sich bekämpfen oder sich in den Rücken fallen. Echte Streits können die Folge sein, im schlimmsten Fall können Freundschaften zerbrechen.
Dies stellt eine Weise dar, das Internet als Plattform für multidirektionalen Informationsfluss zu verwenden, ist aber dennoch nicht ohne weiteres mit *Mediasharing* oder *Communities* vergleichbar, da hier letztlich keine echten, sondern angenommene Persönlichkeiten kommunizieren.

Zusammenfassung

Das Internet ist nicht nur Schauplatz des unbemerkten und ungewollten Verschwindens von Privatsphäre hin zu einer neuen und neuartigen Öffentlichkeit – es wird auch ganz bewusst als Teil der existierenden Gesellschaft aufgefasst und zur Bildung neuer sozialer Netzwerke genutzt. Die für den Anderen sichtbare Identität des Einzelnen kann dabei um viele Aspekte erweitert werden, wie etwa die Entwicklung einer schaffenden, künstlerischen Seite einer Persönlichkeit, die sich auch in Dingen wie dem konsequenten Entwerfen eines Alter Ego äußern kann. Der insulare Charakter einer Person – wie er sich in einem Profil etwa in einer *Web Community* darstellt – verschwindet in dem Moment, in dem das Profil um die zahlreichen Verknüpfungen zu anderen Profilen erweitert wird, die solche Verknüpfungen ebenfalls aufweisen, zugunsten einer Identität, die sich auch und gerade durch ihre Beziehungen zu anderen definiert.
Im Extremfall entsteht dabei ein Konglomerat aus unzertrennbar miteinander verwobenen Identitäten und deren kreativen Äußerungen – sei es in Form von Blogs, selbst produzierten Videos oder einfach nur die Art der Selbstdarstellung –, wie man es heute beispielsweise in der *Wikipedia* findet. Unter dem Thema der Wissensansammlung und –darstellung versammeln sich die unterschiedlichsten Leute, um in einem gemeinsamen, fortdauernden Kraftakt ein vielschichtiges, amorphes, da lebendiges, Kompendium ihres Wissens zu schaffen. Kritik am Konzept der *Wikipedia* ist zahlreich und berechtigt. Der erwachsene Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist es gewohnt, sich auf das, was er schwarz

auf weiß liest, weitgehend verlassen zu können. Erst die richtige Herangehensweise – bedacht und mit Vorbehalten – erlaubt eine gewinnbringende Nutzung des qualitativ stark unterschiedlichen Materials. Das Internet mit seinen Sparten und Bereichen wird mehr und mehr zum Abbild und Teil der menschlichen Gesellschaft, mit allen positiven und negativen Folgen dieser Entwicklung.

Schluss

Das klassische Medienmodell mit Sender, Botschaft und Empfänger scheint sich im Internet mehr und mehr über einen bidirektionalen Aufbau – jeder Sender ist auch Empfänger und umgekehrt – zu einem multidirektionalen Informationsfluss zu entwickeln, der in seiner Gestalt so neu ist, dass selbst Medientheoretiker sich noch schwer tun, diese Abläufe angemessen zu beschreiben:

> „In meinem Seminar zur Mediengeschichte unterscheide ich drei Etappen: den Übergang von mündlicher zu schriftlicher Kommunikation, die Massenmedien, das Internet. Aber zum Web fällt mir noch keine Strukturbeschreibung ein. Man sieht nur, es ist eine 'many-to-many-communication'. Also: Viele kommunizieren mit vielen. Wir beobachten die Selbstorganisation großer Gemeinschaften. Wir brauchen eine neue Kommunikationstheorie, aber weil diese Strukturen so neu sind, tasten wir noch nach ihr."[42]

Eines lässt sich jedenfalls festhalten: Durch die neue Struktur des Mediums Internet ist jeder Nutzer zum Sender von Informationen geworden, die jederzeit geeignet sind, etwas über den Internetnutzer, seine Persönlichkeit, sein Verhalten zu verraten. Dies geschieht auch jeden Tag auf der Straße. Am Gesichtsausdruck, an der Kleidung, dem Verhalten machen wir uns ein Bild über die Fremden, die uns begegnen. Durch die Stadt zu bummeln bedeutet, zu kommunizieren. Für das Nutzen des Internets gilt dasselbe, nur ist es vielen Menschen noch nicht bewusst. Mit der gegenwärtigen Entwicklung aber wird das Internet immer mehr als Teil der Öffentlichkeit, das Nutzen des Internets immer mehr als Sich-in-der-Öffentlichkeit-befinden gesehen werden.

Simon Pickl studiert seit dem Sommersemester 2003 Europäische Ethnologie/Volkskunde an der Universität Augsburg mit den Nebenfächern Deutsche Sprachwissenschaft und Englische Sprachwissenschaft.

Anmerkungen:

1 vgl. SCHWENK 2002, S. 46ff.

2 BOHN 2003, S. 201f.

3 Alan Westin, Privacy and Freedom, New York 1967, zitiert nach: BOHN 2003, S. 202.

4 SCHWENK 2002, S. 74f.

5 GRÖTKER 2003, S. 180.

6 vgl. BSI 2001: http://www.bsi.de/literat/anonym/wwwmail.htm

7 vgl. STAMER 2005: http://www.remast.de/downloads/ws0506/SicherheitAnonymitaet/html/#SECTION00041000000000000000

8 http://www.ip2location.com/ (Stand: 13. September 2006)

9 vgl. BSI 2001: http://www.bsi.de/literat/anonym/wwwmail.htm#4.3

10 BSI 2001: http://www.bsi.de/literat/anonym/wwwmail.htm#4.4

11 Das Wort *spam* ist ursprünglich eine Mittelkürzung von *spiced ham* und ist der Markenname einer Dosenfleischfirma. Die Verwendung für unerwünschte, überhandnehmende (elektronische) Post geht zurück auf einen Sketch der britischen Comedygruppe Monty Python, in dem auf der Speisekarte eines Lokals ausschließlich Gerichte mit spam vorkommen. In einigen der Namen der Gerichte kommt "spam" sogar mehrmals vor. Als ein Gast ein Gericht ohne spam wünscht, empfiehlt ihm die Wirtin ein Gericht mit "wenig" spam. Schließlich beginnt eine Gruppe von am Nebentisch sitzenden Wikingern mit dem Singen von Lobliedern auf spam. Der entstehende Eindruck ist der einer überwältigenden Flut des Wortes "spam", ein Eindruck, der einen auch beim täglichen Abrufen seines E-Mail-Postfaches, voll mit unerwünschten E-Mails, überkommen mag.

12 Im Englischen hat sich mittlerweile der Begriff *snail mail* entwickelt, da herkömmliche Post in aller Regel um ein Vielfaches langsamer ist als elektronische.

13 vgl. SCHWENK 2002, S. 58.

14 Laut einer aktuellen Meldung sind 80 Prozent aller E-Mails in Deutschland spam (vgl. DIE WELT.DE 2006: http://www.welt.de/appl/newsticker2/?channel=ver&module=dpa&id=12808278).

15 FSTC 2005, S. 6.

16 Dies ist die verbreitetste Art des Phishings. Es gibt noch weitere, die alle darauf ausgelegt sind, Daten zu erhalten, die zum finanziellen Betrug benutzt werden können (vgl. FSTC 2005, S. 6).

17 FSTC 2005, S. 3.

18 vgl. KERSTEIN 2005: http://www.csoonline.com/talkback/071905.html

19 vgl. HONEYNET 2005: http://www.honeynet.org/papers/phishing/

20 vgl. HONEYNET 2005: http://www.honeynet.org/papers/phishing/

21 zitiert aus HONEYNET 2005: http://www.honeynet.org/papers/phishing/

22 Mit dieser Thematik befasst sich ausführlich GRÖTKER 2003, S. 177-193.

23 Jüngst hat Innenminister Schäuble einen heftig umstrittenen "Bundestrojaner" ins Gespräch gebracht.

24 LESSIG 1996: "Reading the constitution in Cyberspace", in: Emory Law Journal 45, zitiert aus GRÖTKER 2003, S. 186f.

25 vgl. GRÖTKER 2003, S. 187.

26 vgl. BOHN 2003, S. 202.

27 SPRENGER 1999.

28 SPRENGER 1999, vgl. BOHN 2003, S. 202.

29 vgl. SPRENGER 1999.

30 vgl. HORNIG 2006, S. 62 und 66.

31 vgl. HORNIG 2006, S. 62, BOLZ 2006, S. 68.

32 HORNIG 2006, S. 63.

33 vgl. FOCUS ONLINE 2006.

34 HORNIG 2006, S. 70.

35 vgl. HORNIG 2006, S. 70.

36 Vanity Fair vom 12. Juli 2007.

37 BOLZ 2006, S. 6.

38 HORNIG 2006, S. 66.

39 BOLZ 2006, S. 68.

40 Zu MMOGs siehe CYPRA 2005.

41 Beispiele sind World of Warcraft oder Second Life.

42 BOLZ 2006, S. 68.

Literaturverzeichnis

BOHN, Jürgen et al.: Allgegenwart und Verschwinden des Computers. Leben in einer Welt smarter Alltagsdinge, in: GRÖTKER (Hrsg.), Hannover 2003, S. 195-245.

BOLZ, Norbert (Interview): Exhibitionismus - leichtgemacht, in: Der Spiegel 29/2006, S. 68-69.

BUNDESAMT FÜR SICHERHEIT IN DER INFORMATIONSTECHNIK (BSI): Das Ende der Anonymität? Datenspuren in modernen Netzen. http://www.bsi.de/literat/anonym/index.htm (Stand 2. Juni 2006).

CYPRA, Olgierd: Warum spielen Menschen in virtuellen Welten? Eine empirische Untersuchung zu Online-Rollenspielen und ihren Nutzern, Mainz: Johannes-Gutenberg-Universität, http://www.mmorpg-research.de/ (Stand: Mai 2005).

DIE WELT.DE: 80 Prozent aller E-Mails in Deutschland sind Spam, http://www.welt.de/appl/newsticker2/?channel=ver&module=dpa&id=12808278 (Stand 9. Oktober 2006).

FINANCIAL SERVICES TECHNOLOGY CONSORTIUM (FSTC): Understanding and Countering the Phishing Threat. A Financial Services Industry Perspective. http://www.fstc.org/projects/docs/FSTC_Counter_Phishing_Project_Whitepaper.pdf?PHPSESSID=0bd4457f92a06c5de0d3936f95a2f782 (Stand: Januar 2005).

FOCUS ONLINE: Google übernimmt das Videoportal YouTube, http://focus.msn.de/digital/netguide/youtube-uebernahme_nid_37100.html (Stand: 9. Oktober 2006).

GRÖTKER, Ralf: Mit der Suchmaske durchs Land. Was Raster zeigen - und verbergen, in: GRÖTKER (Hrsg.), Hannover 2003, S. 177-193.

GRÖTKER, Ralf (Hrsg.): Privat! Kontrollierte Freiheit in einer vernetzten Welt. Hannover 2003.

HORNIG, Frank: Du bist das Netz!, in: Der Spiegel 29/2006, S. 60-74.

KERSTEIN, Paul L.: How Can We Stop Phishing and Pharming Scams? CSOOnline.com, 2001, http://www.csoonline.com/talkback/071905.html (Stand: 19. Juli 2005).

SCHWENK, Johanna: Cyberethik. Ethische Problemstellungen des Internets und Regulierungsansätze aus Sicht der Online-Nutzer, München 2002.

SPRENGER, Polly: Sun on Privacy: 'Get Over It', in: Wired News. http://www.wired.com/news/politics/0,1283,17538,00.html (Stand: 26. Januar 1999).

STAMER, Jan: Sicherheit und Anonymität im Netz. Freiburg: Institut für Informatik. http://www.remast.de/downloads/ws0506/SicherheitAnonymitaet/html/ (Stand 28. November 2005).

THE HONEYNET PROJECT & RESEARCH ALLIANCE (2005): Know your Enemy: Phishing. Behind the Scenes of Phishing Attacks. http://www.honeynet.org/ (Stand: 16. Mai 2005).

Kleine Hommage an Gudrun Nelle

Die gute Seele der Augsburger Volkskunde

von Sabine Doering-Manteuffel

Am Ende des Wintersemesters wird unsere Sekretärin, Frau Gudrun Nelle, ihre Drohung wahrmachen und sich in den Ruhestand verabschieden. Wir können einfach nicht glauben, dass sie das dafür erforderliche Alter schon erreicht haben soll. Frau Nelle ist einfach zu jung für solche Späße.

Schwere Zeiten werden für uns und unser Fach anbrechen. Es gibt keine zweite Frau Nelle. Als sie vor ein paar Jahren zu uns kam (freiwillig!), da ahnten wir, dass dies eine Freundschaft fürs Leben sein würde. Sie interessierte sich für alles, was uns bewegte und stürzte sich mit großem Eifer in die Arbeit. Dieser erschöpfte sich nicht im Abwickeln der Sekretariatsaufgaben. Sie begann, sich in das Fach einzulesen und bald wurde sie eine unentbehrliche Ratgeberin. Studierende gingen mit ihr gemeinsam ihre Referate durch, sie las mit Begeisterung entstehende Examensarbeiten, führte Dutzende zu den Prüfungen und hatte für alle ein offenes Ohr, die sich einfach nur ein kleines bißchen Trost holen wollten.

Im Januar 2003 planten wir ein großes Theaterstück, die *Geierwally,* nach dem Roman von Wilhelmine von Hillern. Nicht gering war das Erstaunen, als Frau Nelle uns eröffnete, sie wolle mitspielen, obwohl sie noch nie auf einer Bühne gestanden habe. Man muß nämlich wissen, dass sie gern das Abenteuer sucht. Warum sonst hätte sie einige Jahre ihres Lebens ausgerechnet in Tasmanien verbracht?

Eine Rolle war schnell gefunden, nämlich jener Magd, welche der Walburga Strominger beisteht in Freud und Leid. Das war eine Hauptrolle vor großem Publikum. Kein Problem für Gudrun Nelle. Es wurde ein halbes Jahr lang geübt und dann stand sie da bei der Premiere, als ob sie nie etwas anderes getan hätte. Wir haben sie alle sehr bewundert. Aus dieser Zeit sind enge Freundschaften entstanden zu den jungen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen an unserem Fach.

Frau Nelle ist zudem ausgebildete Stadtführerin. Das kam uns immer zugute. Ganz gleich, ob es sich um ausländische Studierende, Gäste oder

Erstsemesterstudierende handelt, Frau Nelle zeigt ihnen allen die Schätze der Stadt. Und das macht sie mit einer bewundernswerten Ruhe und Gelassenheit, mit weitreichenden Kenntnissen und einem großen Engagement. Wir können immer auf sie zählen.
Wie soll es weitergehen, wenn sie nicht mehr da sein wird? Bei Frau Nelle anrufen und mit der immer gleichen freundlichen Art beraten zu werden, das geht dann nicht mehr. Wahrscheinlich werden wir uns heimlich zu ihr hinschleichen. Zuerst anrufen, dann sie bitten, doch einfach einmal vorbei zu kommen, es lägen ein paar Texte bereit, die sie unbedingt lesen müsse. Dann stellen wir ihr einen Stuhl hin, richten ihr einen Schreibtisch ein und sie ist einfach wieder da. Wie an jedem Tag in den vergangenen Jahren.
Liebe Frau Nelle, wir danken Ihnen sehr für alles, und hoffen, dass Sie uns noch lange treu bleiben.

Ihre Augsburger Volkskundler

Identitätskrise in der Cyberwelt

Ein Kommentar zu Manuel Castells „Der historische Ablauf der informationstechnologischen Revolution“

von Alexander J. B. Engel

Im Rahmen des Seminars „Cyberwelten – Der digitale Mensch“ habe ich mich mit dem Thema der informationstechnologischen Revolution auseinandergesetzt. Die Entwicklungen der menschlichen Gesellschaft seit ihrem Bestehen gingen unterschiedlich vonstatten. Über die Jahrtausende hinweg gab es immer wieder Zeiten, in denen der Fortschritt plötzlich sprunghaft und fast zu schnell für die Menschheit abzulaufen schien. Befinden wir uns gerade in so einem Zeitalter? Schon immer war es nur ein Teil der Menschen, der Innovationen für sich nutzen konnte und somit einen Vorteil vor anderen hatte. Ist der Mensch also vorbereitet auf eine Revolution wie die, die wir hier beschreiben?
Vermutlich nicht, denn eine Revolution dieser Art ist eine Bewegung, die unaufhaltsam durch das gesellschaftliche Wirken, durch fast jeden Teilnehmer täglich vorangetrieben und erneuert wird. Es handelt sich um eine Bewegung, die aus sich selbst heraus entsteht und deshalb nicht zu stoppen ist. Die Frage ist, ob sie kontrolliert werden kann und ob man sie in geregelten Bahnen ablaufen lassen kann. Oder kontrolliert die informationstechnologische Revolution die Menschen, die sie vorantreiben? Dieser Prozess hat eine so große Eigendynamik, dass nur noch schwer zwischen Ursache und Wirkung unterschieden werden kann. Ziel muss es sein, die technologischen Errungenschaften mit Vernunft und Verstand, möglichst unabhängig von einseitigen kommerziellen Interessen, einzusetzen. Das ist eine der großen Herausforderungen unserer Zeit.
Sehen wir uns die Biotechnologie und ihren Werdegang über die letzten 54 Jahre an. Seit der Entdeckung der Doppelhelix der DNA durch Crick und Watson hat die Biotechnologie umfassende Fortschritte gemacht. Man hat es geschafft, über das Klonen von einzelnen Genen zum Klonen von ganzen Tieren über zu gehen. Es wird in Zukunft möglich sein, kranke Organe durch Gesunde zu ersetzen sowie durch Eingriffe ins Erbgut

Behinderungen vorab auszuschließen und im Körper einen Selbstheilungsprozess in Gang zu setzen.
Dies alles klingt sehr verlockend. Für viele, die unter einer bisher unheilbaren Krankheit litten, ist diese Entwicklung das ferne Licht am Ende eines langen dunklen Leidensweges. In der ersten Euphorie schienen diese fast grenzenlos anmutenden Möglichkeiten, der Weg in eine bessere Zukunft zu sein, frei von Krankheit und Leid. In einem zweiten Schritt erkennt man aber auch, dass mit diesen Entdeckungen Macht einhergeht. Macht ist oftmals nicht weit von Willkür entfernt, wie beispielsweise im Falle der Forschungsergebnisse von Craig Venter und William Haseltine. Sie patentierten ihre Forschungsergebnisse und wollten sie unter privater Kontrolle halten. Ethische Gesinnung ist aber bei wissenschaftlicher Forschung unverzichtbar. Nur aus einer moralisch-verantwortlichen Haltung heraus kann mit Erkenntnissen dieser Art umgegangen werden. Ich finde die Formulierung von Lyon und Gorner, dass „wir Menschen emotional immer noch Affen sind, mit all dem Verhaltensballast“, überaus treffend. Es geht um Verantwortung, Verantwortung für Andere und für einen selbst. Dies leitet über zu einem weiteren Problem der schnell fortschreitenden Entwicklungen.
Man könnte davon ausgehen, dass auf Grund der vielen Möglichkeiten der Kommunikation die Einbindung des Individuums in sein soziales Netzwerk besser funktioniert als in früheren Zeiten. Dies ist aber keineswegs der Fall. Warum nicht?
Die eigene Identität ist abhängig von kulturellen Einflüssen, sozialem Lernen, Traditionen, Ritualen und vielen anderen Faktoren, die zu einem selbstbewussten Ich beitragen. Wenn man aber überflutet wird von zu vielen Einflüssen, ist die natürliche Selbstfindung als kulturelle Identität erschwert, wenn nicht sogar gefährdet. Lebe ich also überwiegend in einem virtuellen Chaos, so fehlt es mir als Individuum an Orientierung und Selbsterkenntnis. Eine Folge kann darin bestehen, dass Individuen, die der Cyber-Welt zu stark ausgesetzt sind, zu einer extremen Haltung, nämlich zu einem Kulturnationalismus gelangen. Das Individuum ist kulturell ausgehungert, und wenn es sich zurück lehnt, um Luft zu holen, kann ihm partiell klar werden, wie groß die Diskrepanz zwischen der virtuellen und der realen Welt ist. Um Sicherheit zu gewinnen, klammert es sich im Übermaß an überkommene Traditionen. Das kann den Nähr-

boden für Extremismus in jeglicher Form bereiten.
Der Gegensatz zwischen dem eingebunden sein in ein ausgedehntes Netzwerk und der faktischen Einsamkeit ist augenscheinlich. Die virtuellen Kontakte reichen vielleicht über den ganzen Erdball, doch zur Herausbildung einer eigenen kulturellen Identität können sie nur bedingt einen Beitrag leisten.
Die informationstechnologische Revolution sollte deshalb in ihrem Verlauf und ihrem Einfluss auf das Individuum ständig auf Schwachstellen überprüft und daraufhin geändert werden, selbst wenn das utopisch klingt. Eine zügellose Entwicklung ohne Rahmen und Orientierungshilfe ist für die kulturelle Einbindung in keiner Weise förderlich.

Castells, Manuel: Der historische Ablauf der informationstechnologischen Revolution, in: Ders.: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Teil 1, Das Informationszeitalter, Opladen 2004, S. 31-66.

Zusätzlich: Ders.: Das Ich in der informationellen Gesellschaft, S.23-26.

Lernen in/aus/durch Szenen?
Szenewissen als Kompetenzgewinn

von Peter Bommas

Jugendliche/junge Erwachsene können bei der Bewältigung ihrer Lebenssituationen immer weniger damit rechnen, dass sie brauchbare Problemlösungen oder perspektivische Strategien von älteren/erwachsenen Menschen bekommen. Sie sehen sich immer öfter darauf verwiesen, eigene Konzepte zu entwickeln: Konzepte für Ressourcenbeschaffung, für die Nutzung von Konsumangeboten, für kulturelle Optionen, für berufliche Perspektiven. Oder einfacher, sie müssen sich selbst um Konzepte für ihre Selbstverwirklichungs- und Lebenschancen bemühen, Hilfen können sie immer weniger erwarten.

Szenen als Lernorte

Während die Vertreter der traditionellen Bildungsprogrammatik – Lehrer, Schulverwaltung, Bildungspolitiker, Wirtschaftsverbände – den Jugendlichen insgesamt eine nachlassende Bereitschaft und Kompetenz zur konzentrierten Aneignung von Kenntnissen und Fertigkeiten (meist kognitiver Art) zuschreiben, stehen dieser Vermutung vielfältige empirische Forschungsbefunde entgegen: Auch heutzutage lassen sich Jugendliche typischerweise über lange Zeiträume hochkonzentriert und mit großer Begeisterung auf alle möglichen Thematiken und Problemstellungen ein. Allerdings tun sie dies abhängig von ihren Neigungen, Stimmungen, ihren Interessen und Wertsetzungen in ihren selbstgewählten Erlebniswelten. Auch dort geht es um Kultur-Werte, um recht eigenwillige. Dort werden nicht nur Hedonismen gepflegt, dort, in den Szenen, werden vielfältige, lebenspraktisch relevante Kompetenzen entwickelt, vermittelt und angeeignet (z.B. Workshop-Programme „Respekt“, „Street Art“, „Culture on the road“)
Demgegenüber scheinen die Bildungsprogramme der herkömmlichen Sozialisationsinstanzen – also Schule, Lehrwerkstatt, Familie, Kirche, Jugendverbände, Vereine – den tatsächlichen, existentiellen Fragen Ju-

gendlicher immer weniger gerecht zu werden. In diesen Programmen der herkömmlichen Agenturen von Lebensplanung finden die Jugendlichen kaum mehr brauchbar scheinende Vorgaben zur lebenspraktischen Problembewältigung, kaum zuverlässige Anleitungen zur Perspektive gegenwärtiger und zukünftiger Lebensphasen.
Solche Vorgaben und Anleitungen finden Jugendliche viel eher in den Medien und – am nachhaltigsten, weil authentischer und erlebbarer als die Medienillusionen – in einer hochkomplexen und fast unüberschaubaren Welt jugendlicher „Gesellungsgebilde" (Szenen), in denen ganz verschiedene Themen von Bedeutung und ganz unterschiedliche Verhaltensweisen angemessen sind.
Besonders in diesen „Szenen" suchen die Jugendlichen das, was sie in der Nachbarschaft, im Betrieb, in der Gemeinde, in Kirchen, Verbänden oder Vereinen immer seltener und immer öfter nicht einmal mehr in ihren Familien und bei ihren Intim-Partnern finden: Verbündete für ihre Interessen, Kumpane für ihre Neigungen, Partner ihrer Projekte, Gleichgesinnte ihrer Leidenschaften – also Freunde, Gesinnungsfreunde. Die finden sie hier, weil sie sich ihre Szene entsprechend ihren Bedeutungen und Wichtigkeiten auswählen.

Szene als Beschreibungsraster

Szenen lassen sich bestimmen als Netzwerke von Akteuren, die bestimmte materielle und mentale Formen der Selbststilisierung gemeinsam haben und diese Gemeinsamkeiten kommunikativ stabilisieren, modifizieren oder transformieren. Sie haben ein zentrales Thema, auf das hin die Aktivitäten der Szenegänger ausgerichtet sind: Musikstil, Sportart, politische Idee, Konsumgegenstände etc.
Szenen fungieren als kommunikative und interaktive Formen von Teilzeitlebensbereichen, sie werden „inszeniert" und dienen der sozialen Verortung. Sie entwickeln ihre eigene Kultur im Sinne von Verhaltensweisen, Signalen, Codes, Ritualen, Wissensbeständen, sind labile Gebilde mit jederzeit kündbarer Zugehörigkeit.
Szenen haben typische Treffpunkte, die von großer Bedeutung sind für das Zugehörigkeitsgefühl und für die Netzwerkarbeit von Gruppen. Es sind vororganisierte Erfahrungsräume mit dem strukturell unverzichtba-

ren Element des „Events“.
Szenen bilden sich um sogenannte „Organisationseliten“, den Szenekern, sind umgeben von „friends bzw. heavy usern“ und den hineinschnuppernden Szenegängern aus dem Umfeld der „Normalos“. Sie liegen quer zu traditionellen Gesellungsformen und zu etablierten gesellschaftlichen Einrichtungen.
Man kann mit diesen Kriterien eine „Szenelandschaft“ beschreiben, eine alltägliche Lebenswelt kartographieren und eine Art von Architektur der Szene erstellen. Bei genauerer Betrachtung solcher Szenen stellt sich schnell heraus, dass es in diesen Netzwerken nicht nur „action“ im Sinne von Freizeitspass gibt, sondern dass auch Kompetenzbildungsprozesse ablaufen, die von den involvierten Jugendlichen als lebenspraktisch relevant empfunden werden. Man kann davon sprechen, dass in solchen Szenen zwar diffuse, aber konkrete, über das „Leben in Szenen“ (Hitzler) hinausweisende alltagspraktisch bedeutungsvolle und berufspraktisch verwertbare Kompetenzen entwickelt, vermittelt und angeeignet werden. Solche Wahrnehmung von „Szenen als Lernorte“ bedarf allerdings eines unvoreingenommenen, neugierigen und interessierten Blicks.

Szenetypische Kompetenzformen

In ihrer Expertise für den 8. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW haben Hitzler und Pfadenhauer (Düsseldorf 2005) einen Kompetenz-Leitfaden entwickelt und empirisch dargestellt, der die Relevanz von Kompetenzen außerhalb des Szenelebens anschaulich macht. Sie unterscheiden sechs Kompetenzformen, wobei die Typen 3 bis 6 sich auch außerhalb von Szenen verwerten lassen:

1) Grundlegende szeneintern relevante Kompetenzen, die zwar in der Szene von Bedeutung sind, aber kein Potenzial zur Ressourcenschöpfung haben.
2) Szeneintern relevante Kompetenzen zur Ressourcenschöpfung.
3) Allgemein alltagspraktisch relevante Kompetenzen, die auch außerhalb der Szene im Alltag von Bedeutung sind.
4) Nicht-zertifizierte berufspraktisch relevante Kompetenzen, die über die Szene hinaus berufspraktisch verwertbar sind, sich jedoch

kaum oder schlecht dokumentieren lassen („teaching und learning by doing“ – Djing, Tanzen, Singen).

5) Quasi-zertifizierte berufspraktische Kompetenzen, die über die Szene hinaus berufspraktisch verwertbar und mit der Vorlage von „Werken“ nachgewiesen werden können (z.B. Graffiti, DJ-Leistungen, Songproduktionen, Softwareentwicklungen, Fanzineartikel, Flyerdesigns, Tonaufnahmen, Videomitschnitte, Gastrobereich, technische Hilfsleistungen, Personenbetreuung, Partyveranstaltungen).

6) Formal-zertifizierte berufspraktisch relevante Kompetenzen, die sich als Berufsqualifikation formal nachweisen lassen (Hospitation, Praktikum, Volontariat).

Mit diesem Leitfaden als Hilfsmittel können konkrete Szenen hinsichtlich ihrer Kompetenzformen unter Berücksichtigung des jeweiligen Fokus von Bedeutungen, Kenntnissen, Vollzugsroutinen, Fähigkeiten, Fertigkeiten und Befugnissen differenziert erfasst und an Fallbeispielen aus einzelnen Szenen (musikzentrierte, sportzentrierte oder technikspielzentrierte) expliziert werden. Ein erster Schritt zur Neudefinition des „young urban creative professional“ – gerade auch unter dem Aspekt interkultureller Bildung bezüglich migrationsbedingten „Ausfalls“ traditioneller Bildungsprogrammatik – wäre damit getan.

Vgl. dazu auch Hitzler, Ronald/Bucher, Thomas/Niederbacher, Arne: Leben in Szenen (Wiesbaden 2005), Tully, Claus (Hg): Lernen in flexibilisierten Welten. Wie sich das Lernen der Jugend verändert (Weinheim 2006) und Hitzler, Ronald/Pfadenhauer, Michaela: Kompetenzen durch Szenen (Wiesbaden 2007).

Das Gaswerk im Bärenkeller

Versuche zur Revitalisierung

Von Gabi Opas

Seit Jahren steht fast unbeachtet am Rande von Augsburg zwischen den Stadtteilen Bärenkeller und Oberhausen das Gaswerk, eine der wenigen letzten, fast komplett erhaltenen industriellen Anlagen dieser Art in Europa.
Als die beiden alten Gasfabriken Augsburgs von 1848 und 1863 nicht mehr genug Leistung brachten, wurde von 1913 bis 1915 ein neues, für damalige Verhältnisse sehr modernes Gaswerk gebaut.
Durch die Verschwelung der Steinkohle wurde das Stadtgas gewonnen und in das Versorgungsnetz der Stadt geleitet. Zu jener Zeit wurden die verschiedenen Stadtteile von Augsburg und ab 1932 auch der Stadtteil Bärenkeller zur Beleuchtung der Häuser und zum Kochen auf dem heimischen Herd mit diesem Gas beliefert. Die Stadtbeleuchtung wurde ebenso von diesem Werk aus mit Gas versorgt. Ein Mitarbeiter war dafür zuständig, nach einem Kalender, in dem die genaue Uhrzeit angegeben war, die gasbetriebene Stadtbeleuchtung durch „Fernzündung“ ein- und auszuschalten.
Den 2. Weltkrieg überlebte das Werk weitgehend unbeschadet; es steht heute bis auf ein paar kleine Veränderungen im Originalzustand da.
In den 50er Jahren, der Blütezeit des Gaswerks als es 250 Mitarbeiter hatte, wurde die Gasgewinnung auf Grund der großen Nachfrage ausgebaut. Das Werk mit eigener Gasherstellung war bis zur Nutzung von Erdgas 1969 in Betrieb, danach wurde die Produktion eingestellt. Das Erdgas wurde für den Spitzenverbrauch der Stadtversorgung weiterhin in den alten Teleskopbehältern (von 1911) und im Scheibengasbehälter „Gaskessel“ (1953/54) gespeichert.
2001 wurde das Werk aus wirtschaftlichen Gründen endgültig geschlossen.
Durch ein großes Tor, dessen Seiten von den Wohnungen der Angestellten und von den ehemaligen Büros flankiert sind, betritt man eine „kleine Welt für sich“. Neben den Industriegebäuden gab es zum Ausgleich für

die harte, schmutzige und schwere Arbeit für die Mitarbeiter Wohnungen und kleine Gärten, in denen auch Kleintierhaltung möglich war. Die Arbeiterhäuser befanden sich hinter den Gaskesseln auf dem östlichen Teil des Geländes. Der Direktor wohnte in einem eigenen Gebäude auf dem Gaswerksareal.
Das Werk hatte eigene Brunnen und das daraus geförderte Brauchwasser wurde in einem hohen Behälterturm gespeichert. Der Turm dominiert als ursprünglich höchstes Gebäude neben dem Gaskessel das Gelände.
Im Ofenhaus wurde aus der Steinkohle das Rohgas gewonnen und im Kühlerhaus abgekühlt.
Als wichtigstes Nebenprodukt entstand Koks, der ebenfalls im Nachbargebäude mit Wasser abgekühlt wurde. Dabei entstanden große Dampfwolken, an die sich so mancher jetziger Gaswerksbesucher aus seiner Kindheit erinnern kann.
Die weiteren gewonnenen Nebenprodukte wie Teer, Naphtalin, Ammoniak, Benzol und Schwefel wurden ebenso wie der Koks verkauft. Für die Filterung des Schwefels aus dem Gas gab es ein spezielles Reinigergebäude. Den erforderlichen Leitungsdruck bekam das Stadtgas im Apparatehaus. Dort wurde es über Schieber in die Gasbehälter oder in die Gasrohre der Stadt eingespeist.
Erwähnenswert sind auch die baulichen Besonderheiten des Gaswerks: So steht noch heute die Ummantelung des ersten Wassergas- und Scheibengasbehälters der Welt. Das Wassergas, das dort gespeichert wurde, benutzte man für die Befeuerung der Öfen. Die Gasbehälter, die man heute von innen betrachten kann, sind ebenso Orte des Staunens:
Der kleinere Teleskopgasbehälter ist das älteste Bauteil auf dem Gelände (1911). Der kleine und der größere Gasbehälter gehören zu den letzten noch existierenden Teleskopgasbehältern mit patentiertem Wölbbassin und wurden von der MAN gebaut.
Der große Scheibengasbehälter, der inzwischen ein Wahrzeichen von Augsburg-Oberhausen und von weithin sichtbar ist, wurde 1953 bis 1954 in der Blütezeit des Gaswerks ebenfalls von der MAN errichtet.
Der Abriss der Gebäude nach der Stilllegung der Gasproduktion konnte auf Grund der weiteren Nutzung der Anlage und der Gaskessel zur Speicherung des nunmehr verwendeten Erdgases verhindert werden. Seit Mitte der 80er Jahre steht das Werk unter Ensemble-Denkmalschutz.

Heute gibt es den Verein Gaswerkfreunde Augsburg e.V., den ehemalige Gaswerksmitarbeiter gegründet haben. Der Verein kümmert sich um die Erhaltung der Museumsexponate über die Augsburger Gasversorgung, organisiert Führungen und betreut die Internetseite des Gaswerks (www.gaswerk-augsburg.de).
Der Verein hat dieses Jahr zum ersten Mal in Zusammenarbeit mit Herrn Professor Ganser und den Stadtwerken Augsburg eine Projektwoche veranstaltet und gestaltet. Das Gaswerk mit seinen Gebäuden in Verbindung mit Kunstausstellungen wurde einem breiten Publikum geöffnet. Es wurden Führungen angeboten und man konnte auch die Gasbehälter von Innen besichtigen.
Um das Gelände wiederzubeleben, möchte man die Gebäude des Gaswerks in ihrer Nutzung umwandeln. Es gibt Bestrebungen, kleinere, mittlere und auch gastronomische Betriebe für eine Wiederbelebung des Gaswerks und eine dortige Ansiedelung zu interessieren.
Zur Zeit befinden sich einige künstlerische und handwerkliche Firmen auf dem Gelände, außerdem haben auch Jugendbands hier ihre Probenräume, da Lärm kein Problem darstellt. Das Gelände befindet sich in einem Gewerbegebiet.
Im Gaswerk werden zukünftig immer wieder kulturelle Ereignisse stattfinden. Bis zum 9. Dezember 2007 ist eine Fotoausstellung im Kühlerhaus zu sehen. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege zeigt alte Bilder aus Augsburg von 1870 bis 1944 unter dem Motto „Fenster zur Vergangenheit“.
Neben der Ausstellung gibt es die Möglichkeit an den Wochenenden ab 14 Uhr an Führungen durch das Gaswerk teilzunehmen, um einen Gesamteindruck und einen Einblick in die „Geheimnisse“ dieser „abgeschlossenen Welt“ zu bekommen.

Krasse Töchter
Mädchen in Jugendkulturen

besprochen von Peter Bommas

Die meisten Jugendkulturen bzw. Szenen sind auf den ersten Blick Kulturen und Milieus von Jungen – immer noch. Daran haben weder die zweite Frauenbewegung der 70er-Jahre noch die seit Ende der 90er kursierende Gender-Mainstreaming-Debatte etwas ändern können. Jungen und junge Männer dominieren die Rockabilly-, die HipHop-, Skinhead- oder Metalszene. Sexismus ist oft sogar wichtiger Bestandteil dieser Lebenswelten. Gleichzeitig ist das Thema „Mädchen" aber momentan groß in Mode. Alle großen Jugendstudien der letzten Jahre (der 3. Jugendbericht des Deutschen Jugendinstituts, die Shell-Studie oder die Spiegel-Serie von 2007) berichten von den besseren schulischen und beruflichen Qualifikationen von Mädchen und jungen Frauen. Begriffe wie „Alpha-Mädchen" oder „neue Mädchen" schwirren durch die Zeitungsmeldungen. Daneben gibt es den leidigen Diskurs über die Pseudo-Thesen von Eva Herman, die mit ihrer Nähe zu konservativen Positionen der 1950er Jahre, der Ära Adenauer einen Backlash diagnostizieren wollen. Auf alle Fälle ist Bewegung gekommen in die Wahrnehmungsmuster von Männlichkeit und Weiblichkeit – auch in der Forschung über Jugendkulturen.

Die Herausgeberin dokumentiert den aktuellen Diskussionstand und gibt in dem Band einen sehr ausführlichen und hochinteressanten Überblick. Entstanden ist das Buch als Ergebnis der im Januar 2007 zusammen vom Archiv der Jugendkulturen Berlin und der Europäischen Jugendbildungsstätte Weimar veranstalteten Fachtagung „Unbeschreiblich weiblich? Mädchen und junge Frauen in Jugendkulturen". Im ersten Teil des Sammelbandes erfolgt ein wissenschaftlicher und popkultureller Überblick zu Geschlechterkonstruktionen, Doing und Undoing Gender-Prozessen in Jugendkulturen sowie zu Frauen in Pop- und Rockgeschichte. In einem zweiten Teil befassen sich die Autoren mit Mädchen und jungen Frauen in eher frauendominierten Szenen wie Visual Kei und Gothic. Danach folgt eine Analyse der Rollen und Einstellungen von

Mädchen in den so genannten „harten Szenen“ sowie Beiträge zu Aspekten zur derzeit dominierenden Jugendkultur HipHop. Ergänzt werden die materialreichen Ausführungen mit der Darstellung aktueller medienwissenschaftlicher und sozialpädagogischer Konzepte, auch am Beispiel von Modellprojekten zur (inter)kulturellen Mädchenarbeit. Insgesamt ein sehr empfehlenswertes und verdienstvolles Buch, das eine Lücke schließt und die Jugendkultur- wie Szeneforschung unter (positiven) Druck setzt.

Rohmann, Gabriele (Hg.): Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen, Berlin 2007.

Warum feiern wir Geburtstag?
Die Geschichte und heutige Bedeutung der Geburtstagsfeier

vorgestellt von Anna M. Ruile

Warum feiern wir Geburtstag? – Eine scheinbar einfache Frage, auf die spontan so schnell doch niemand eine Antwort weiß; zu selbstverständlich scheint die Geburtstagsfeier heutzutage. Wer seinen Geburtstag nicht feiern will, wird beinahe schon sozial auffällig und muss damit rechnen, dass wohlmeinende Freunde eine Überraschungsparty organisieren. Mit der Geschichte und Bedeutung des Geburtstagsfestes beschäftigt sich das Buch „Warum feiern wir Geburtstag" von Katja Herzke und Friedemann Schmoll, das in der Reihe „Die Kinder-Uni" der Deutschen Verlags-Anstalt erschien.
Viele interessante Hintergrundinformationen zum Geburtstagsfest werden darin auf humorvolle Weise dargestellt, begleitet von lebhaften Illustrationen von Bernd Wiedemann. Der Leser erfährt, dass der Geburtstag zwar bereits in der griechischen und römischen Antike gefeiert wurde, sich aber von unserem heutigen Geburtstag darin unterschied, dass er nicht das unverwechselbare Ich des Individuums zum Anlass hatte, sondern vielmehr den persönlichen Schutzgeist des Feiernden. Die moderne, weltliche Geburtstagsfeier breitete sich in Europa erst seit dem 15. Jahrhundert langsam aus, wobei sie zuerst im Adel, dann im Bürgertum und schließlich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts in allen Schichten üblich wurde. Doch nicht nur die Geschichte des Geburtstags findet Beachtung, auch der Unterschied zwischen Geburtstag und Namenstag wird erläutert, ebenso wie die Frage, nach welchen Kriterien Eltern die Namen ihrer Kinder bestimmen und warum überhaupt Feste gefeiert werden. Dass Geburtstagsfeiern nicht überall selbstverständlich sind, wird aus der Schilderung von ª inasi Dikmens Geschichte „Kein Geburtstag, keine Integration" deutlich: der türkische Schriftsteller beschreibt in seiner mittlerweile schon dreißig Jahre alten Erzählung sein anfängliches Unverständnis gegenüber deutschen Geburtstagsfeiern und die eigene Suche nach seinem Geburtsdatum im türkischen Heimatort, die zwar allerhand Informationen zum Tag seiner Geburt liefert, aber kein konkre-

tes Geburtsdatum. Erst im Zuge der Globalisierung wurde die Geburtstagsfeier als weltliches Fest in den letzten Jahren fast auf der ganzen Welt bekannt. Die Beliebtheit dieses Festes liegt nicht zuletzt darin begründet, dass mit der Geburtstagsfeier vor allem die Tatsache gefeiert wird, dass der Endlichkeit des Lebens mal wieder ein Jahr abgetrotzt wurde und man immer noch lebt. Im Geburtstag kommt die Freude am Leben zum Ausdruck, daran, dass man überhaupt geboren wurde. Dagegen haben eigentlich keine Religionen oder Weltanschauungen etwas einzuwenden, sodass die Autoren die Prognose aufstellen, dass sich der Geburtstag noch sehr viel weiter ausbreiten wird.
Neben dem Geburtstag werden außerdem die sozialen Hintergründe des Schenkens und die Bedeutung von Ritualen thematisiert, sodass am Ende eine äußerst dichte und umfassende Darstellung des Geburtstags und seiner Einbettung in soziale, historische und religiöse Kontexte entsteht. Das Buch sowohl leicht verständlich und anschaulich gestaltet (und somit für Kinder gut geeignet) als auch äußerst interessant und reich an Details für Erwachsene und „ältere Semester“, die mehr darüber wissen möchten, warum sie eigentlich in der Vergangenheit so manche lustige oder langweilig-ermüdende Geburtstagsfeier über sich ergehen ließen bzw. lassen mussten.

Herzke, Katja und Schmoll, Friedemann: Warum feiern wir Geburtstag? München 2007.

Die Hausnummer
Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung

besprochen von Simon Goebel

Normalerweise verfügt jedermann über seine eigene Adresse und diese impliziert auch seine Hausnummer. Auf den ersten Blick scheint dies selbstverständlich zu sein. Doch auch Hausnummern wurden irgendwann einmal eingeführt und das war alles andere als selbstverständlich. Einen Überblick über diesen Prozess gibt Anton Tantner in seinem Buch „Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung".

Vereinzelt treten Hausnummerierungen bereits im frühen 16. Jahrhundert auf. So verweist der Autor zum Beispiel darauf, dass bereits im Jahr 1519, die Gebäude der Augsburger Fuggerei mit gotischen Zahlen versehen wurden.

Die treibenden Kräfte einer breit angelegten Adressierung waren das Militär zur Rekrutierung, der Fiskus zur Steuereintreibung und die Polizei zur besseren Überwachung der Bürger einer Stadt. Als eine Vorform dessen, was heute als Überwachung des Bürgers diskutiert wird, könnte man rückblickend die Nummerierung der Häuser zu Beginn des 18. Jahrhunderts bezeichnen. Das Haus verlor für den Bürger die Funktion des Fluchtpunktes und Schutzraumes. Denn er konnte jederzeit darin aufgespürt werden. Der Widerstand ließ nicht lange auf sich warten. Tantners Quellen sind vorwiegend archivierte Zeitungen und Briefe, aus denen sich einige Konflikte zwischen Bürgern und administrativen Autoritäten herauslesen lassen.

Besonders in großen Städten brach der Widerstand gegen die Hausnummern schnell, weil der Vorteil, viel leichter ein bestimmtes Haus zu finden, auch von der Bevölkerung erkannt und genutzt wurde. So fand Tantner in einer Zeitung von 1771 eine Verlustanzeige für einen entlaufenen Hund, in der die Hausnummer zum Auffinden des Hauses angegeben war. Auch der Briefverkehr gestaltete sich nun natürlich unkomplizierter.

Neben der Methode, Hausnummern straßenweise – auf der einen Seite

gerade und auf der anderen ungerade – anzubringen, gab es daneben zunächst noch weitere Systeme der Nummerierung, die sich aber schlicht als nicht praktikabel genug zeigten. Die Habsburger Monarchie wandte zum Beispiel die ortschaftsweise Durchnummerierung an. Augsburg war eine der Städte, in der die Stadtviertel getrennt voneinander nummeriert wurden, dasselbe galt in Mannheim und Madrid für die Blocks. Paris dagegen war Vorreiter bei der straßenweisen Nummerierung.
Tantner liefert Informationen zu den Ursprüngen der Hausnummer und zum Widerstand gegen diese in der Bevölkerung. Er erklärt, dass sie unter anderem als Mittel zur Diskriminierung von Juden benutzt wurde und zeigt, dass die Hausnummer auch heute noch in Deutschland und weltweit im Wandel begriffen ist – in Bayern, Landkreis Straubing-Bogen, wurde beispielsweise 2003 die „Goldene Hausnummer" eingeführt, um den Wohnungsbau so zu lenken, dass die Wurzeln der regionalen Baukultur erhalten bleiben.
Die zahlreichen Einblicke in die Geschichte der Hausnummer und ihre gesellschaftlichen Funktionen und Zusammenhänge beleuchten ein kaum bekanntes Feld der Alltagskultur und im Besonderen der Stadtforschung. Jedoch dringt der Autor in „Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung" nicht sehr tief in die Materie ein und bietet nicht für alle Fragen, die er aufwirft, Antworten. Vielleicht sollten diese durchaus interessanten Zusammenhänge als Grundlage für vertiefende Forschung genommen werden.

Tantner, Anton: Die Hausnummer. Eine Geschichte von Ordnung und Unordnung, Jonas Verlag, Marburg 2007 (80 S.).

Neu bei 54

vorgestellt von Gerda Schurrer

Wichtiger Hinweis zu vielen Neuerscheinungen seit 2006:

Im Rahmen der sog. „Kataloganreicherung“ in unserem OPAC-INFOGUIDE kann der Leser durch einen Link in der Titelaufnahme des betreffenden Werkes an der Stelle INHALT/VOLLTEXT bereits das Inhaltsverzeichnis einsehen. Diese Bücher sind mit * vor dem Autorennamen versehen.

Unfallkreuze

Aka, Christine: Unfallkreuze. Trauerorte am Straßenrand. Münster: Waxmann 2007, 299 S. ill. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland. 109).

Signatur:
54/LC 39000 A313

Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie

Beer, Bettina: Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie, Köln: Böhlau 2007, 345 S., ill.

Signatur:
54/LB 27000 B415

Totenkulte

Eiden, Patrick: Totenkulte. Kulturelle und literarische Grenzgänge zwischen Leben und Tod, Frankfurt/Main: Campus, 206 S., ill.

Signatur: 54/LB 60000 E34

Armut auf dem Lande

Fruhstorfer, Rosmarie: Armut auf dem Lande. Eine volkskundliche Untersuchung zu Aspach im Innviertel des 19. Jahrhunderts, Aspach: Edition Innsalz, 2006, 329 S., ill. Kt.

Signatur:
54/LB 45160 F944

Stand, Individuum, Klasse

Harböck, Wolfgang: Stand, Individuum, Klasse. Identitätskonstruktionen deutscher Unterschichten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Münster: Waxmann 2006, 331 S., graph. Darstellungen.
Zugl.: Regensburg, Univ. Diss. 2005 (Regensburger Schriften zur Volkskunde. 17)

Signatur:
54/LB 45015 H255

Weihnachten im alten München

Oelwein, Cornelia: Weihnachten im alten München, Dachau: Bayerland, 2006, 255 S., ill.

Signatur:
54/LB 59100 O28

Hexenwahn

Rabanser, Hansjörg: Hexenwahn. Schicksale und Hintergründe: die Tiroler Hexenprozesse, Innsbruck: Haymon 2006, 335 S., ill., graph. Darstellungen.
Zugl: Innsbruck, Univ. Diss 2005 unter d. Titel:
Rabanser, Hansjörg: Die Hexenverfolgungen in Tirol.

Signatur: 54/LC 33160 R112

Krumme Touren

Reinhard, Wolfgang: Krumme Touren. Anthropologie kommunikativer Umwege, Wien: Böhlau 2007, 440 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Anthropologie. 10).

Signatur:
01/8. 19184 (Aufstellung im Zentralmagazin)

Empirische Kulturwissenschaft

Zimmermann, Harm-Peer**:** Empirische Kulturwissenschaft – Europäische Ethnologie – Kulturanthropologie – Volkskunde. Leitfaden für das Studium einer Kulturwissenschaft an deutschsprachigen Universitäten: Deutschland/Österreich/Schweiz, Marburg: Jonas 2005, 303 S.

Signatur:
54/LB 25005 Z74

Augsburg

Architekturmuseum

Thelottstr. 11 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-2281830 / Fax: 0821-22818333
eMail: ams@lrz.tum.de / Internet: http://www.architekturmuseum.de/augsburg/menu
Öffnungszeiten: Di-So: 14-18 Uhr

Ausstellungen:

05.12.07-10.02.08 **Walther Schmidt (1899-1992)**. Auf der Grundlage von Walther Schmidts Nachlass im Architekturmuseum Schwaben wird der berufliche Werdegang des Architekten von der Postbauschule bis zur Stadtplanung der 1960er-Jahre aufgezeigt. Als Augsburger Stadtbaurat (1951-1967) prägte Walther Schmidt entscheidend den Wiederaufbau der kriegszerstörten Stadt.

„Die Kiste" – Museum der Augsburger Puppenkiste

Spitalgasse 15 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821-450345-31
eMail: info@diekiste.net / Internet: http://www.diekiste.net
Öffnungszeiten: Di-So: 10-19 Uhr

Ausstellungen:

bis 04.05.08 **Wilde Kreaturen**. Von verzauberten Helden, über freundliche Pflanzenfresser bis zum gemeingefährlichen Monster findet man hier alles, was den Atem stocken lässt oder die Lachmuskeln strapaziert. Darunter tummeln sich Geschöpfe meisterhafter Schnitzkunst aus den Werkstätten der Puppenkiste und internationale Leihgaben bekannter Figurenbildner.

Diözesanmuseum St. Afra

Kornhausgasse 3-5 / 86152 Augsburg / Tel.: 0821-3166333 / Fax: 0821-3166339
eMail: museum.st.afra@t-online.de / Internet: http://www.bistum-augsburg.de
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-17 Uhr; So: 14-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 27.01.08

Krippenkunst – Eine Vielfalt bayerischer Kostbarkeiten. Die Ausstellung präsentiert einen Einblick in die breit gestreute und mannigfaltige Krippenlandschaft Bayerns. Die Vielfalt der Kollektion reicht von vollplastisch geschnitzten, über aus Wachs, Gips oder Ton geformten Figuren bis hin zu Gliederpuppen, teils bemalt und teils bekleidet. Gezeigt werden Krippen aus den wichtigsten Krippenregionen Bayerns. Im Kreuzgang des Domes (Zugang über das Diözesanmuseum) findet sich des Weiteren eine Zusammenstellung regionscharakteristischer Krippen.

Glaspalast

Beim Glaspalast 1 / 86153 Augsburg / Tel.: 0821-324-4155
eMail: Kunstsammlungen.stadt@augsburg.de / Internet: http://www.augsburg.de
Öffnungszeiten: Mi-So: 10-17 Uhr, Di: 10-20 Uhr

Dauerausstellung:

Die neue Sammlung II. Der weiter im Aufbau befindliche Sammlungsbestand wird sich in neuer Hängung, dem gezielten Austausch einzelner Werke zugunsten wechselnder Dialoge, zeigen. Eine zentrale Neuerwerbung stellt hierbei ein dreiteiliger Werkblock aus Fabricio Plessis LAVA dar, eine Skulpturengruppe.

Kulturhaus Abraxas

Sommestr. 30 / 86156 Augsburg / Tel.: 0821-324-6356

Veranstaltungen:

07.12., 20.00 Uhr	Weihnachtsmärchen aus aller Welt
21.12., 20.00 Uhr	Weihnachtsmärchen aus aller Welt
31.12., 19.00 Uhr	Die besten Märchen der letzten 2007 Jahre
31.12., 22.30 Uhr	Die besten Märchen der letzten 2007 Jahre

Schaezlerpalais

Maximilianstrasse 46 / 86150 Augsburg / Tel.: 0821 - 324 4102
Öffnungszeiten: Di: 10-20 Uhr, Mi-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 27.01.08: **Krippenkunst – Schätze aus Wachs und Papier**. Bei dieser Ausstellung zeigen die Kunstsammlungen und Museen Augsburgs eine umfangreiche Sammlung von Christkindern, Papierkrippen und historischen Grafiken, die überwiegend aus einer süddeutschen Privatsammlung stammen. Im Zentrum der Ausstellung stehen volkstümliche, im 18. und 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum entstandene Krippenkästen. Von Privatsammlern liebevoll restauriert, sind sie herausragende Dokumente volkstümlicher Frömmigkeit und privaten Andachtwesens.

Universität Augsburg

Universitätsstr. 10 / 86159 Augsburg
Internet: http://www.uni-augsburg.de

Veranstaltungen:

06.12., 17.30 Uhr **„Deutsch-jüdische Kultur? – Figurationen einer schwierigen Begegnung im 19. und frühen**

20. Jahrhundert“. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen“ – Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte. Referent: Prof. Dr. Joachim Jakob. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

10.12., 18.00 Uhr **Besonderheiten der allgemeinen und beruflichen Ausbildung in Japan**. Im Rahmen der Ringvorlesung „Japan heute – Beobachtungen und Analysen aus deutscher und japanischer Sicht“. Referent: Dr. Ulrich von Buol (München). Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Gebäude J), Hörsaal 1004. Veranstalter: Prof. Dr. Horst Hanusch (Uni Augsburg) in Zusammenarbeit mit dem japanischen Generalkonsulat München, der IHK für Augsburg und Schwaben und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

10.12., 18.00 Uhr **Speech Differences in English-speaking Canada and Communities in Quebec**. Im Rahmen der Ringvorlesung „400 Jahre Quebec im Spiegel des Dialogs der Sprachen und Literaturen“. Referentin: Prof. Anna Pia de Luca (Università de Udine). Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal IV. Veranstalter: Institut für Kanada-Studien.

12.12., 18.15 Uhr **Die Lutherbibel (1545)**. Im Rahmen der historischen Ringvorlesung „Bücher, die Geschichte machten“. Referent: Prof. Dr. Johannes Burkhardt (Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit). Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal II. Veranstalter: Fachbereich Geschichte.

13.12., 17.30 Uhr **Von der „schwarzen Schmach“ zum Befreier?** Farbige Besatzungssoldaten in Deutschland

nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen“ - Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte. Referent: PD Dr. Stefan Grüner. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106.

13.12., 19.00 Uhr **Der Aufbau einer harmonischen Gesellschaft in der Volksrepublik China**. Im Rahmen der Ringvorlesung „China - Gesellschaft und Wirtschaft im Umbruch“. Referent: Huiqun Yang (Generalkonsul der VR China in München). Ort: Juristische Fakultät (Gebäude H), Universitätsstraße 24, Raum 1010. Veranstalter: Universität Augsburg in Zusammenarbeit mit der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft Augsburg und dem Förderverein zur Förderung der deutsch-chinesischen Zusammenarbeit Landkreis Unterallgäu.

17.12., 18.00 Uhr **Wirtschaftsreformen in Japan – Wie es zum Erfolg kam und was wir Deutschen davon lernen können**. Im Rahmen der Ringvorlesung „Japan heute – Beobachtungen und Analysen aus deutscher und japanischer Sicht“. Referent: Prof. Dr. Peter P. Baron (Japan Business Solutions LLP, Founder and Partner, München). Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Gebäude J), Hörsaal 1004. Veranstalter: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät in Zusammenarbeit mit dem japanischen Generalkonsulat München, der IHK für Augsburg und Schwaben und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

07.01.08, 18.30 Uhr **Aktuelle Lage und Entwicklungsperspektive der japanischen Wirtschaft**. Im Rahmen der Ringvorlesung „Japan heute - Beobachtungen und Analysen aus deutscher und japanischer Sicht“. Referent: Prof. Dr. Franz Waldenberger

(Japan-Zentrum der Universität München). Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Gebäude J), Hörsaal 1004. Veranstalter: Prof. Dr. Horst Hanusch, Universität Augsburg, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, in Zusammenarbeit mit dem Japanischen Generalkonsulat München, der IHK für Augsburg und Schwaben und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

09.01.08, 18.15 Uhr **„Charles Darwin, On the Origin of Species (1859)“**. Im Rahmen der historischen Ringvorlesung „Bücher, die Geschichte machten“. Referent: Prof. Dr. Andreas Wirsching (Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte) Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal II. Veranstalter: Fachbereich Geschichte.

10.01.08, 17.30 Uhr **Unterbrechung der Zeit, Stillstand der Geschichte**. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen“ - Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte“. Referent: PD Dr. Henning Teschke. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

14.01.08, 18.00 Uhr **Umweltkooperation: Bayern - Shiga, Japan**. Im Rahmen der Ringvorlesung „Japan heute - Beobachtungen und Analysen aus deutscher und japanischer Sicht“. Referent: Egon Beckord (Geschäftsführer Kompetenzzentrum Umwelt Augsburg-Schwaben (KUMAS) e.V.). Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Gebäude J), Hörsaal 1004. Veranstalter: Prof. Dr. Horst Hanusch, Universität Augsburg, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, in Zusammenarbeit mit dem Japanischen Generalkonsulat München, der IHK für Augs-

burg und Schwaben und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

14.01.08, 18.00 Uhr **„Le Québec et ses relations internationales“**. Im Rahmen der Ringvorlesung „400 Jahre Quebec im Spiegel des Dialogs der Sprachen und Literaturen“. Referent: Michelle Bussiéres, Diplomate en résidence, Institut québécois des hautes études internationales, Université de Laval. Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal IV. Veranstalter: Institut für Kanada-Studien.

17.01.08, 17.30 Uhr **Begegnung mit den Toten: Die Vergangenheit als fremde Kultur in Stephen Greenblatts New Historicism**. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen“ - Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte“. Referent: Dr. Christoph Henke. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

17.01.08, 19.00 Uhr **Augsburg und Jinan: Erfolge und Perspektiven einer jungen Partnerschaft**. Im Rahmen der Ringvorlesung „China – Gesellschaft und Wirtschaft im Umbruch“. Referenten:Yajing Zhu (Jinan), Doktorandin, Vizepräsidentin der DCG Augsburg und Dr. Hansjörg Bisle-Müller (Augsburg), Präsident der DCG Augsburg. Ort: Juristische Fakultät (Gebäude H), Universitätsstraße 24, Raum 1010. Veranstalter: Universität Augsburg in Zusammenarbeit mit der Deutsch-Chinesischen Gesellschaft Augsburg und dem Förderverein zur Förderung der deutsch-chinesischen Zusammenarbeit Landkreis Unterallgäu.

21.01.08, 18.00 Uhr **Rentensorgen, Pflegeroboter, Migranten - Japans Umgang mit dem demographischen Wandel**. **I**m Rahmen der Ringvorlesung „Japan heute – Beobachtungen und Analysen aus deut-

scher und japanischer Sicht". Referentin: Dr. Friederike Bosse (Generalsekretärin, Japanisch-Deutsches Zentrum, Berlin) Ort: Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, Universitätsstraße 16 (Gebäude J), Hörsaal 1004. Veranstalter: Prof. Dr. Horst Hanusch, Universität Augsburg, Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät, in Zusammenarbeit mit dem Japanischen Generalkonsulat München, der IHK für Augsburg und Schwaben und der Deutsch-JapanischenGesellschaft in Augsburg und Schwaben e.V.

23.01.08, 18.15 Uhr **Oswald Spengler, Der Untergang des Abendlandes (1918-1922)**. Im Rahmen der historischen Ringvorlesung „Bücher, die Geschichte machten". Referentin: Prof. Dr. Susanne Popp (Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte). Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal II. Veranstalter: Fachbereich Geschichte.

24.01.08, 17.30 Uhr **Die Darstellung fremder Kulturen in Texten der Antike**. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen" - Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte". Referentin: Prof. Dr. Marion Lausberg. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

28.01.08, 18.00 Uhr **Je me souviens postmodern**. Geschichtsbewusstsein und Transkulturalität in der Gegenwartsliteratur Québecs. Im Rahmen der Ringvorlesung „400 Jahre Quebec im Spiegel des Dialogs der Sprachen und Literaturen". Referent: Prof. Dr. Hans Jürgen Lüsebrink, Universität des Saarlandes. Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal IV. Veranstalter: Institut für Kanada-Studien.

30.01.08, 18.15 Uhr **Homer, Die Ilias (8. Jh. v. Chr.)**. Im Rahmen der historischen Ringvorlesung „Bücher, die Ge-

schichte machten". Referent: Prof. Dr. Gregor Weber (Lehrstuhl für Alte Geschichte). Ort: Hörsaalzentrum (Gebäude C), Universitätsstraße 10, Hörsaal II. Veranstalter: Fachbereich Geschichte.

31.01.08, 17.30 Uhr **Christliche Identität und antike Kultur**. Bemerkungen zur christlichen Apologetik des 2. Jahrhunderts. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen" – Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte". Referent: Dr. Gernot Müller. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

07.02.08, 17.30 Uhr **Kulturbegegnungen im griechisch-römischen Alexandreia**. Im Rahmen von „Kulturbegegnungen" – Ringvorlesung Europäische Kulturgeschichte". Referent: Prof. Dr. Gregor Weber. Ort: Historisch-Philologische Fakultät (Gebäude D1), Universitätsstraße 10, Hörsaal 2106. Veranstalter: Philologisch-Historische Fakultät.

Bad Windsheim

Fränkisches Freilandmuseum

Eisweiherweg 1 / 91438 Bad Windsheim / Tel.: 09841-66800 / Fax: 09841-668099
eMail: info@freilandmuseum.de / Internet: http//:www.freilandmuseum.de
Öffnungszeiten: März-Okt.: 9-18 Uhr; Okt-Nov: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 16.12. **Echt stark – Naturstein im ländlichen Bayern**. Dokumentiert wird in der Ausstellung des „Süddeutschen Ausstellungsverbundes" der Freilichtmuseen, wie Naturstein gewonnen und verarbeitet wird. Dabei kommen sowohl künstlerische wie auch arbeitstechnische Fragen zur Sprache.

Basel

Museum der Kulturen

Augustinergasse 2 / CH 4001 Basel / Tel.: +41-61-2665500 / Fax: +41-61-2665605
Internet: http://www.mkb.ch
Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 02.03.08 **Rot. Wenn Farbe zur Täterin wird**. Sie kommt auf der ganzen Welt zum Einsatz: die Farbe Rot – und bedeutet dabei vieles. Manchmal symbolisiert Rot Macht, Gefahr oder Tod, dann wieder ist damit Fruchtbarkeit, Glück, ja das pralle Leben gemeint. Nie aber ist die Bedeutung dieser Farbe beliebig. Immer sind es handelnde Menschen, die der roten Farbe Sinn verleihen: Sie setzen rote Farbe ein, um Gegenstände oder sich selber zu verwandeln oder um einen gewünschten Zustand herbeizuführen.

Berlin

DHM – Deutsches Historisches Museum

Unter den Linden 2 / 10117 Berlin / Tel.: 030-203040 / Fax: 030-20304543
Internet: http://www.dhm.de

Ausstellungen:

bis 10.02.08 **„Novos Mundos – Neue Welten“**. Portugal und das Zeitalter der Entdeckungen. Die Ausstellung thematisiert die weltumspannende Rolle Portugals zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert und beleuchtet internationale Vernetzungen und Konflikte, die sich als Folge der „Entdeckungsfahrten“ ergaben.

Museum Europäischer Kulturen

Bruno-Paul-Bau/ Arnimallee 25/ 14195 Berlin (Dahlem) / Tel.: 030-83901287 / Fax: 030-83901283
eMail: mek@smb.spk-berlin.de / Internet: http://www.smb.museum.mek od. http://www.verein-museum-europaeischer-kulturen.de
Öffnungszeiten: Di-Fr: 10-18 Uhr; Sa/So: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 03.02.08 ABC der Töne. Bild, Wort und Gedächtnis in den Klang- und Musiksprachen der Welt: Die zwischenmenschliche Kommunikation basiert im Wesentlichen auf Texten, Bildern, Gesten, Sprache und Klängen. Die Abteilung Musikethnologie führt den Besucher in globale Klangwelten, deren kulturelle Ausprägungen und Kommunikationsformen in der Ausstellung präsentiert werden und zeigt exemplarisch, wie Alphabete in Klang- und Musiksprachen der Welt funktionieren.

Biberach

Braith-Mali-Museum

Museumstr. 6 / 88400 Biberach an der Riss / Tel.: 07351-51331 / Fax: 07351-51314
eMail: braith-mail-museum@biberach-riss.de / Internet: http://www.biberach-riss.de/kultur/
Öffnungszeiten: Di-Fr: 10-13 Uhr & 14-17 Uhr; Sa/So: 11-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 03.02.08 Kirchners Katzen. Kein Künstler des Expressionismus hat so viele Bilder von Katzen geschaffen wie Ernst Ludwig Kirchner (1880-1938). Er hat sie in allen künstlerischen Techniken dargestellt: in Aquarellen, Zeichnungen, Holzschnitten, Radierungen, Lithografien und Ölgemälden. Mit 65 Werken zeigt die Ausstellung einen Ausschnitt aus Kirchners Schaffen.

Cloppenburg

Museumsdorf Cloppenburg

Bether Str. 3 / 49661 Cloppenburg / Tel.: 04471-94840 / Fax: 04471-948474
eMail: museumsdorf@nwn.de / Internet: http://www.museumsdorf.de
Öffnungszeiten: März-Okt: 9-18 Uhr; Nov-Feb: 9-16 Uhr

Ausstellungen:

bis 24.02.08

Mit Pinsel und Palette. Die Gärten der Künstler um 1900. Die thematische Kunstausstellung zeigt Werke von KünstlerInnen aus der Region Weser-Ems zwischen 1890 und den 1930er Jahren. Der Reiz der Exposition liegt im Zusammenspiel von regional und überregional bekannten Malern wie Heinrich Assmann, Else Eberhardt-Haas, Bernhard Feldkamp, Franz Hecker und anderen. Allen gemeinsam ist die künstlerische Beschäftigung mit Pflanzen bzw. dem eigenen oder fremden Garten, die in verschiedenen Techniken umgesetzt wurden: Ölgemälde, Lithographien, Gouachen und Radierungen.

Deggendorf

Handwerksmuseum und Stadtmuseum

Maria-Ward-Platz 1 / 94469 Deggendorf / Tel.: 0991-4084 / Fax: 0991-340321
eMail: museen@deggendorf.de / Internet: http://www.deggendorf.de/museen
Öffnungszeiten: Di-Sa: 10-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 02.03.2008

Heiße Schlitten auf kühler Piste - Schlitten aus der Sammlung Bollweg für Arbeit, Sport, Vergnügen. Mit der größten privaten Schlittensammlung zeigen die Deggendorfer Museen eine kleine Kulturgeschichte des Schlittens. Im

Handwerksmuseum stehen die Arbeitsschlitten im Mittelpunkt. In den schneereichen Wintern des bayerischen Waldes waren Schlitten die universellen Fahrzeuge für den Personen- und Gütertransport. Dieser Transport, die Beförderungswege, aber auch die Herstellung der Schlitten durch den mittlerweile ausgestorbenen Beruf des Wagners sind Bestandteil dieser Ausstellung.

Detmold

Lippisches Landesmuseum

Ameide 4 / 32756 Detmold / Tel.: 05231-99250
eMail: info@lippisches-landesmuseum.de / Internet: http://www.lippisches-landesmuseum.de
Öffnungszeiten: Di.-Fr.: 10-18 Uhr, Sa./So.: 11-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 02.03.08 In einem riesigen Showroom finden BesucherInnen fast 300 Paar Schuhe. Die Museums-Kollektionen heißen in diesem Herbst: Bequem und praktisch, alt und jung, nah und fern, formvollendet und begehrenswert, sinnlich und scharf, gesammelt und erinnert, am Ende: Kult.

Friedberg

Museum der Stadt Friedberg im Schloss

86316 Friedberg / Tel.: 0821-605651 / Fax: 0821-607875
eMail: museum@friedberg.de / Internet: http://www.heimatmuseum-friedberg.de
Öffnungszeiten: Sa/So & Feiertage: 11-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 06.01.08 **Das alte Schloss neu entdecken**. Zum 750. Jubi-

läum präsentiert das Wittelsbacher Schloss in Friedberg eine abwechslungsreiche Ausstellung, die unter Anderem die historisch wechselvolle Geschichte des Gebäudes nachzeichnet.

Hanau

Museum der Stadt Hanau

Philippsruher Allee 45 / 63454 Hanau / Tel.: 06181-295 564 / Fax.: 06181-295 554
Do.-So. 10-12 und 14-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 16.12. **HundeAugenBlicke**. Fotografien von Ruth Marcus. Ruth Marcus fotografische Arbeit trägt eine ganz persönliche, individuelle und außergewöhnliche Handschrift. Sie portraitiert Hunde in ihrem Studio oder in der Natur derart natürlich und formal reduziert, dass den Empfindungen und persönlichen Interpretationen des Betrachters nichts im Wege steht. Parallel zu ihrer Ausstellung erscheint das gleichnamige Buch HundeAugenBlicke der Fotografin in der Collection Rolf Heyne und ist sowohl im Fachhandel als auch an der Museumskasse erhältlich.

Kassel

Museum für Sepulkralkultur

Weinbergstraße 25-27/ 34117 Kassel / Tel.: 0561 / 918 93-0 / Fax.: 0561 / 918 93-10
Öffnungszeiten: Di.-So.: 10-17 Uhr; Mi.: 10-20 Uhr

Ausstellungen:

bis 02.03.08 **Totenhochzeit mit Kranz und Krone**. Die

Totenhochzeit ist im 18. Jahrhundert gängiger Brauch: Wenn ein unverheirateter Mann starb, widmeten ihm seine Hinterbliebenen eine Totenkrone - als Ersatz für die zu Lebzeiten nicht erhaltene Brautkrone. Je nach Region wurde dem Toten die Krone aufgesetzt, in die Hand gegeben oder bei der Bestattung auf einem Kissen hinter ihm her getragen. Dieser Brauch war sowohl bei Katholiken, als auch bei Protestanten gängige Praxis. Die Ausstellung beschreibt die Geschichte dieses Brauchtums, zeigt verschiedene Totenkränze und beleuchtet das kulturelle Umfeld.

Mannheim

Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim

Zeughaus C5 / 68159 Mannheim / Tel.: 0621-293315 / Fax: 0621-2939539
eMail: reissmuseum@mannheim.de / Internet: http://www.reiss-museum.de
Öffnungszeiten: Di/Do/Fr/Sa: 10-17 Uhr; Mi: 10-21 Uhr; So & Feiertage: 10-18 Uhr

Ausstellungen:

bis 24.03.08

Mumien. Der Traum vom ewigen Leben. Von Mumien geht eine besondere Faszination aus. Viele verbinden mit Mumien ausschließlich Ägypten. Dass es aber auch in zahlreichen anderen Kulturen Asies, Amerikas und im Pazifikraum Mumifizierungspraktiken gab, beweist diese, weltweit größte, Ausstellung zum Thema Mumien und Mumifizierung. Mit 70 Mumien, zahlreichen Begleit funden und wertvollen Grabbeigaben von hochkarätigen Leihgebern aus Europa und Übersee, sowie sensationellen Forschungsergebnissen bietet die Ausstellung einmalige und faszinierede Einblicke in einer kultur- und naturgeschichtlichen Gesamtschau.

München

Bayerisches Nationalmuseum

Prinzregentenstr. 3 / 80538 München / Tel.: 089-21124-01 / Fax: 089-21124-201
eMail: bay.nationalmuseum@extern.lrz-muenchen.de / Internet: http://www.bayerisches-nationalmuseum.de
Öffnungszeiten: Di-So: 9.30-17 Uhr; Mi: 9.30-20 Uhr

Ausstellungen:

bis 30.03.08

Galante Preziosen der Fürsten von Thurn und Taxis. Im Mittelpunkt steht das einzigartige Ensemble von 55 Golddosen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die das Bayerische Nationalmuseum mit dem Kernbestand der Kunstsammlungen des Fürstenhauses Thurn und Taxis erworben hat. Die höchst qualitätvollen Tabatieren, die ursprünglich zur Aufnahme von Schnupftabak dienten, stammen aus Frankreich, Deutschland, Österreich, der Schweiz, England und Russland.

Deutsches Museum

Museuminsel 1 / 80538 München / Tel.: 089-21791 / Fax: 089-2179324
eMail: info@deutsches-museum.de / Internet: http://www.deutsches-museum.de
Öffnungszeiten: Mo-So: 9-17 Uhr

Ausstellungen:

ab 20.10.07

Neue Energietechniken: Mit 15 Tonnen um die Welt - die Menschheit zwischen Energiebedarf und CO2-Ausstoss. In der Zeit der fortschreitenden Globalisierung ist nichts derart wichtig für den modernen Menschen wie Energie. Sie gewährt Mobilität und Lebensstandard, doch dies auf Kosten der Natur. Der neue Eingangsbereich der Ausstellung „Neue Energietechniken“ nimmt diese hochaktuelle Thematik auf: Er erläutert die

Ursachen der globalen Erwärmung und deren Zusammenhang mit unserem Energieverbrauch.

bis 27.01.08 **Sonderausstellung Atombilder**. Die Sonderausstellungsfläche innerhalb der neuen Abteilung „Foto + Film“ greift mit wechselnden Themen aktuelle Aspekte des technischen Bildes in Wissenschaft und Kunst auf. Die Ausstellung „Atombilder“ beschäftigt sich mit den unterschiedlichen Visualisierungen dieser Grundbausteine der Materie in Forschung und Gesellschaft: Von rein wissenschaftlichen Vorstellungen über medizinisch beabsichtigte und unbeabsichtigte Wirkungen atomarer Strahlung bis hin zur medialen Darstellung sollen die Bilder für sich sprechen.

Staatliches Museum für Völkerkunde

Maximilianstr. 42 / 80538 München / Tel.: 089-2101360 / Fax: 089-21013647
Internet: http://www.stmukwk.bayern.de/kunst/museen/voelkerk
Öffnungszeiten: Di-So: 9.30-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 03.02.08 **TierWelten. Tiere in den Religionen fremder Kulturen**. Menschen können Tiere nur schwer Tiere sein lassen: Tiere werden erhöht oder erniedrigt, vergöttlicht oder verteufelt - und gerne auch vermenschlicht. Und so zeigt die Ausstellung an Beispielen aus vier Erdteilen, wie die Rolle von Tieren in den Kulturen der Welt weit über ihre Bestimmung als Haus-, Nutz,- Jagd- und Opfertiere hinausgeht.

Oberschönenfeld

Schwäbisches Volkskundemuseum

86459 Gesssertshausen / Tel.: 08238-3001-0 / Fax: 08238-3001-10
eMail: museum@schwaebisches-volkskundemuseum.de / Internet: http://www.schwaebisches-volkskundemuseum.de
Öffnungszeiten: Di-So: 10-17 Uhr, Montags außer an Feiertagen geschlossen

Ausstellungen:

bis 27.01.08 **Krippenkunst**. Ochs und Esel aus der Form - Massenware Weihnachtskrippe: Die meisten Familien besitzen einfache Weihnachtskrippen mit bunten Figuren aus preiswerten Materialien. Diese Figuren entstanden schon ab dem 19. Jahrhundert, mit Hilfe von Formen in Serien, zum Teil sogar massenhaft. Die Ausstellung zeigt erstmals umfassend diese liebenswürdigen Krippenfiguren und ihre Geschichte anhand seltener Orginale.

Oettingen

Heimatmuseum Oettingen

Hofgasse 14 / 86732 Oettingen i. Bayern / Tel.: 09082-2315 / Fax: 09082-2316
eMail: heimatmuseum@oettingen.de / Internet: http://www.heimatmuseum-oettingen.de
Öffnungszeiten: Mi-So: 14-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 03.02.08 **Mit Blech und Dampf unterm Weihnachts baum**. Ein Glück, dass viele Kinder mit ihren Raritäten sorgsam umgingen. So sind viele lang gehütete Schätze aus Blech zusammengekommen, von der Dampfmaschine bis zum fahrenden Zug, vom Puppenherd bis zum bunten Fahrzeug. Eine Ausstellung, die bei Älteren viele Kindheits-

erinnerungen wach werden lässt und Jüngere zum Staunen, aber auch zum Nachdenken bringt. Gruppen können den Ausstellungsbesuch mit einer Führung und/oder einem weihnachtlichen Bastelprogramm in der Museumswerkstatt kombinieren.

Pottenstein

Fränkische Schweiz-Museum

Tüchersfeld / 91278 Pottenstein / Tel.: 09242-1640 / Fax: 09242-1056
eMail: info@fsmt.de / Internet: http://www.fsmt.de
Öffnungszeiten: Nov- März: So: 13.30-17 Uhr (Gruppen gegen Voranmeldung jederzeit)

Ausstellungen:

bis 04.02.08 **Hirten, Könige, Schreckenfiguren**. Weihnachtskrippen aus aller Welt verdeutlichen das breite Spektrum künstlerischer und volkstümlicher Auseinandersetzungen mit der Weihnachtsgeschichte. Sammlung von Christoph Daxelmüller.

Speyer

Historisches Museum der Pfalz

Domplatz / 67324 Speyer / Tel.: 06232-13250 / Fax: 06232-132540
eMail: info@museum.speyer.de oder jurnus@museum.speyer.de / Internet: http://www.museum.speyer.de
Öffnungszeiten: Di-So: 10-18 Uhr; Mi: 10-19 Uhr

Ausstellungen:

bis 06.01.08 **Attila und die Hunnen**. Über viele Generationen hinweg galten die Hunnen als kulturloses Reitervolk. Die Forschung hat jedoch längst bewiesen, dass die Hunnen keineswegs primitiv waren, son-

dern sich perfekt an ein Leben in der Steppe unter widrigsten Bedingungen angepasst hatten. Viele hundert Exponate zeugen von dem einzigartigen kulturellen Erbe der Hunnen. Eingebettet in aufwendige Inszenierungen laden sie zu einer spannenden Zeitreise in das fünfte Jahrhundert nach Christus ein.

bis 30.03.08 **Das alte Ägypten mit allen Sinnen**. „Mit allen Sinnen“ die Hochkulturen des Alten Ägyptens erleben, Originalexponate berühren, Grabkammer und Tempel betreten, an den Ufern des Nils verweilen... In dieser Mitmachausstellung wird die Begegnung mit dem Alten Ägypten zu einem einmaligen Erlebnis.

Stuttgart

Württembergisches Landesmuseum Altes Schloß

Schillerplatz 6 / 70173 Stuttgart / Tel.: 0711-2790 / Fax: 0711-279-3499
eMail: wlm-foerderges@landesmuseum-stuttgart.de / Internet: http://www.landesmuseum-stuttgart.de
Öffnungszeiten: Di: 10-13 Uhr; Mi-So: 10-17 Uhr

Ausstellungen:

bis 24.03.08 **Ägyptische Mumien.** Unsterblichkeit im Land der Pharaonen. Die Ausstellung geht den Ursprüngen der Mumifizierung auf den Grund. Sie fragt nach kulturhistorischen Hintergründen, den Jenseits- und Glaubensvorstellungen, zeichnet aber auch die chronologische Entwicklung der Mumifizierungstechniken nach, die in Ägypten wie in keiner anderen Kultur zu kunstvoller Perfektion gebracht wurden.

Ulm

Donauschwäbisches Zentralmuseum

Schillerstr. 1 / 89077 Ulm / Tel.: 0731-962540 / Fax: 0731-96254200
eMail: info@dzm-museum.de / Internet: http://www.dzm-museum.de/

Ausstellungen:

bis 06.01.08 **Blicke auf Rumäniens Vergangenheit**. Die Flugbilder des Schweizers Georg Gerster geben einen Überblick über die wichtigsten Kunstdenkmäler und historischen Städte auf dem Gebiet des heutigen Rumänien. Im Mittelpunkt der Ausstellung stehen jene Objekte, die eine Schlüsselstellung in der Kunstentwicklung einnehmen. Gezeigt werden 16 Weltkulturerbe-Stätten, historische Stadtensembles und Landschaftsaufnahmen. Die Bilder zeigen die Vielfalt und den kulturellen Reichtum des neuen EU-Mitgliedes Rumänien.

Museum der Brotkultur

Salzstadelgasse 10 / 89073 Ulm / Tel.: 0731-69955 / Fax: 0731-6021161
eMail: info@brotmuseum-ulm.de / Internet: http://www.brotmuseum-ulm.de
Öffnungszeiten: Mo-So: 10-17 Uhr; Mi: 10-20.30 Uhr

Ausstellungen:

bis 13.01.08 **"Model von A bis Z. Nachrichten in aller Munde"**. Als die Kunst des Lesens nur wenigen Bevölkerungsschichten vorbehalten war, konnten Bilder dagegen jeden erreichen. Nachrichten, Neuigkeiten, Geschichten und Erinnerungen wurden nicht nur weitererzählt, sondern anhand von Illustrationen weit verbreitet – nicht zuletzt auf gemodeltem Backwerk, das wie Zeitungen in großen Auflagen hergestellt werden konnte. Und dann schmeckte es auch noch gut! Die Model-

Ausstellung im Museum der Brotkultur unternimmt eine Reise von A - Z durch den „Gebäckjournalismus“ der letzten fünf Jahrhunderte.

Ulmer Museum

Marktplatz 9 / 89073 Ulm / Tel.: 0731-1614330 / Fax: 0731-1611626
eMail: info@ulmer-museum@ulm.de / Internet: http://www.museum.ulm.de
Öffnungszeiten: Di-So: 11-17 Uhr; Sonderausstellungen: Do: 11-20 Uhr

Ausstellungen:

bis 06.01.08 **Niki & Jean. L'Art et L'Amour – Kunst und Liebe.** Die fruchtbare Zusammenarbeit von Niki de Saint Phalle (1930-2002) und Jean Tinguely (1925-1991) stellt die Ausstellung anhand von rund 300 Skulpturen, Zeichnungen, Gemälden und Fotografien aus den Jahren zwischen 1960 und 1990 vor. Die beiden galten in den sechziger Jahren nicht nur als rebellisches Liebespaar, sondern auch als sich gegenseitig anregendes Künstlerduo. Über das Ende ihrer privaten Beziehung hinaus blieben sie menschlich und in ihrer künstlerischen Arbeit eng verbunden.

bis 30.03.08 **„Das Todtenfeld“ – 150 Jahre Entdeckung und Ausgrabung des alamannischen Reihengräberfriedhofs Ulm-Bahnhof**. 2007 jähren sich zum 150. Mal die Entdeckung und Ausgrabung des alamannischen Reihengräberfeldes Ulm-Bahnhof. Es wurde bei der Erweiterung des Bahnhofsgeländes am Fuße des Kienlesbergs unter widrigsten Wetterbedingungen im Winter 1857/58 freigelegt. Die Ausstellung präsentiert eine Auswahl der Grabbeigaben: Waffen, Gerätschaften und Schmuck aus Eisen, Bronze, Silber und Gold, sowie Glas- und Tongefäße.

Impressum

Herausgeberin
Prof. Dr. Sabine Doering-Manteuffel

Redaktion
Simon Goebel, Ina Jeske, Johannes Ohnesorg, Anna M. Ruile

Anschrift der Redaktion
Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Augsburg - Universitätsstraße 10 - 86135 Augsburg
Tel.: 08 21 - 598 - 5547 - Fax.: 08 21 - 598 - 5501
E-mail: volkskunde@phil.uni-augsburg.de

Die Augsburger Volkskunde im Internet
http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/volkskunde/

Druck
Maro-Druck - Zirbelstraße 57a - 86154 Augsburg

ISSN-Nr. 0948-4299

Die Augsburger Volkskundlichen Nachrichten erscheinen im Selbstverlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Datenträger sowie Fotos übernehmen die Redaktion bzw. die Herausgeberin keinerlei Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung der Redaktion und der Herausgeberin nicht übernommen werden. Die gewerbliche Nutzung ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin zulässig. Das Urheberrecht für veröffentlichte Manuskripte liegt ausschließlich bei der Herausgeberin. Der Nachdruck sowie die Vervielfältigung, auch auszugsweise, oder sonstige Verwertung von Texten ist nur mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin erlaubt. Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin oder der Redaktion wieder.

ISSN-Nr.: 0948-4299